

„Nach 14 Tagen ist man kein Star mehr.“ Wie es prominenten Quereinsteigern in der österreichischen Politik ergeht

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit prominenten Quereinsteigern im Nationalrat und EU-Parlament der letzten zehn Jahre. Die zentrale These lautet, dass Prominente nicht primär als Politiker für die Politik rekrutiert werden sondern als Werbeträger, als Testimonials für Parteien. Ihre wichtigste Funktion haben sie am Abend des Wahltags – an dem ihre politische Karriere eigentlich erst beginnt – bereits erfüllt.

Anhand ausführlicher Interviews mit 15 Quereinsteigern der letzten zehn Jahre und mit den Spitzenpolitikern, von denen sie als Kandidaten rekrutiert wurden, werden die praktischen Erfahrungen von und mit prominenten politischen Amateuren analysiert. Der Beitrag beruht wesentlich auf ausführlichen wörtlichen Zitaten aus diesen Interviews.¹

„Politics is show business for ugly people,” spottet der amerikanische Talkmaster Jay Leno – und an Politik als Show-Geschäft konnte man sich im Sommer 2004 jedenfalls erinnern fühlen: Die Wahlen zum EU-Parlament wurden europaweit zum Tummelplatz für politisch ambitionierte *celebrities*, vom Athleten bis zum Astronauten, von der Journalistin bis zum Porno-Star.

In Italien trat die beliebteste TV-Moderatorin des Landes, Lilli Gruber, für das linke Wahlbündnis an und gewann mehr Vorzugsstimmen als Silvio Berlusconi, zwei andere Fernsehstars kandidierten – mit weniger Erfolg – für die Forza Italia. Die Alleanza Nazionale bot erfolglos eine Sängerin, eine Schauspielerin und einen Grafen aus dem Haus Savoyen auf. In Tschechien wurden die Fernseh-Journalistin Jana Bobosikova, der bekannte TV-Manager Vladimir Zelezny und der populäre Kosmonaut Vladimir Remek gewählt, die Porno-Actrice Dolly Buster (Wahl-

1 Dieser Beitrag beruht auf Zwischenergebnissen meines Dissertations-Projekts am Institut für Politikwissenschaft der Universität Innsbruck (bei Univ.-Prof. Dr. Fritz Plasser), das voraussichtlich im Frühsommer 2005 abgeschlossen wird. Für diese Arbeit wurden 15 der 16 prominenten Quereinsteiger interviewt, die zwischen 1994 und 2004 bei Nationalrats- oder EU-Wahlen nominiert und gewählt wurden. In alphabetischer Reihenfolge sind das: Mercedes Echerer, Karl Habsburg, Liane Höbinger-Lehrer, Johannes Kronberger, Elmar Lichtenegger, Hans-Peter Martin, Franz Morak, Patrick Ortlieb, Hans Pretterebner, Peter Sichrovsky, Ulli Sima, Ursula Stenzel, Ingrid Turkovic-Wendl, Jutta Wochesländer und Theresia Zierler. (Josef Broukal hat ein Interview trotz mehrfacher Anfrage abgelehnt. Karin Resetarits und Andreas Mölzer wurden nicht befragt, da sie zum Zeitpunkt der Interview-Serie noch keine nennenswerte politische Erfahrung im Europäischen Parlament sammeln konnten.)

Die persönlichen Gespräche anhand eines halbstrukturierten Fragebogens fanden zwischen Mai und Juli 2004 statt. Sie dauerten zwischen eineinhalb und dreieinhalb Stunden, wurden auf Tonband aufgenommen, wörtlich transkribiert und in Form einer qualitativen Inhaltsanalyse einem verdichteten Kategorien-Schema zugeordnet. Um die Erfahrungen der Quereinsteiger sinnvoll vergleichen zu können, wurden für die Interviews nur Kandidaten für legislative Funktionen ausgewählt. Und es wurden nur Quereinsteiger bei nationalen Wahlen untersucht. Analysiert wurden auch nicht die Erfahrungen von Quereinsteigern an sich, also von *allen* Personen, die – wie es in der klassischen Definition von Dietrich Herzog zum politischen *cross-over* heißt – „von einer beruflichen in eine politische Spitzenposition wechseln, ohne vorher eine parteipolitische Karriere durchlaufen zu haben“ (die berühmte „Ochsentour“). Sondern in dieser Arbeit geht es ausschließlich um prominente Quereinsteiger – also Kandidaten, die aufgrund ihrer Bekanntheit rekrutiert worden sind. Als solche wurden überregional bekannte Medien-Mitarbeiter, Schauspieler und Spitzensportler definiert sowie einzelne Personen, die durch regelmäßige oder spektakuläre Medien-Auftritte bekannt geworden sind. – Vgl. IRVING REIN / PHILIP KOTLER / MARTIN STOLLER, *High Visibility. The Making and Marketing of Professionals into Celebrities*, Chicago 1997, bzw. DIETRICH HERZOG, *Politische Karrieren. Selektion und Professionalisierung politischer Führungsgruppen*, Opladen 1975.

Außerdem habe ich jene Spitzenpolitiker interviewt, die diese prominenten Quereinsteiger rekrutiert haben – konkret Alfred Gusenbauer, Jörg Haider, Andreas Rudas und Alexander Van der Bellen. Wolfgang Schüssel wollte nur einige Fragen schriftlich beantworten – an seiner Stelle stand ÖVP-Generalsekretär und Wahlkampfleiter Reinhold Lopatka für ein ausführliches Interview zur Verfügung. Diese Gespräche fanden im August und September 2004 statt, dauerten zwischen ein und zwei Stunden, wurden ebenfalls aufgenommen und wörtlich transkribiert. Erhard Busek, Matthias Reichhold und Stefan Schennach füllten den Gesprächsleitfaden per E-Mail aus.

Alle wörtlichen Zitate ohne nähere Verweise in diesem Beitrag beziehen sich auf diese Interviews bzw. schriftlichen Stellungnahmen. (Aus Platzgründen wurden viele Interview-Passagen – teilweise sehr stark – in sich gekürzt.)

kampf-Devise: „Mehr Erotik für das Volk“) scheiterte jedoch. Ebenso in Estland das Supermodel Carmen Kass. In Portugal schaffte Literatur-Nobelpreisträger Jose Saramago ebenso kein Mandat wie in Polen zwei ehemalige „Big-Brother“-Kandidaten. In Großbritannien dagegen gewann die Independence-Party mit dem langjährigen BBC-Star Robert Kilroy-Silk an der Spitze gleich 16 Prozent. Und in der Slowakei führte die Eishockey-Legende Peter Stastny als Spitzenkandidat die Christdemokraten zum Wahlsieg. Für die französische UMP kam der vierfache Dakar-Rallye-Sieger Ari Vatanen ins Straßburger Ziel. Sein Kollege Juha Kankkunen blieb in Finnland jedoch ebenso auf der Strecke wie zwei bekannte Show-Stars und die Sport-Moderatorin Viivi Avellan mit ihrem eher knappen Wahlprogramm: „Ich bin Promi-Kandidatin. Punkt Basta.“

Und in Österreich?

Die ÖVP trat zum dritten Mal mit der einstigen ZiB-Moderatorin Ursula Stenzel als Spitzenkandidatin an. Die FPÖ stellte, ebenfalls im dritten Anlauf, den einstigen „Argumente“-Redakteur des ORF Johannes Kronberger auf – den letztlich allerdings „Krone“-Kolumnist Andreas Mölzer vom einzig verbliebenen Mandat verdrängte. Bei den Grünen hatte sich die Schauspielerin Mercedes Echerer nach fünf Jahren Politik zum Rückzug entschlossen. Und die SPÖ-Spitze verzichtete nach den Turbulenzen mit Hans-Peter Martin diesmal auf Prominenz von außen. Ihr Spitzenkandidat von 1999 (ein ehemaliger „Spiegel“-Journalist und Bestseller-Autor) gründete dafür seine eigene – nach ihm benannte – Partei, erreichte sensationelle 14 Prozent, den dritten Platz und zwei Mandate. Damit verhalf er auch der politisch völlig unerfahrenen, aber umso bekannteren Radio- und TV-Moderatorin Karin Resetarits zu einem Sitz im Europa-Parlament.

2004 – das Jahr der Promi-Politik

Dabei sind prominente Quereinsteiger keineswegs eine neue Spezies in der heimischen Politik-Landschaft: Schon 1968 kandidierte Fünfkampf-Weltrekordlerin Liese Prokop für den niederösterreichischen Landtag, die Journalistinnen Helga Rabl-Stadler und Ursula Pasterk wechselten in die Politik und Erhard Busek warb die „bunten Vögel“ Jörg Mauthe, Alfred Worm und Dolores Bauer für den Wiener Gemeinderat an. Die SPÖ machte die Fernseh-Direktoren Helmut Zilk und

Franz Kreuzer (als ehemaliger AZ-Chef allerdings ein langjähriger Partei-Insider) zu Ministern. Und für die Freiheitlichen zog „AKH-Richterin“ Helene Partik-Pablé ins Parlament, kurz zuvor zur „Frau des Jahres“ gewählt.

Überhaupt – die FPÖ: Sie hat in den letzten zehn Jahren öfter als jede andere Partei auf schillernde Namen gesetzt. 1994 bot Jörg Haider dem „Lucona-Aufdecker“ Hans Pretterebner ein ebenso sicheres Mandat im Nationalrat an wie der Staatsanwältin Liane Höbinger-Lehrer, die ein spektakulärer „Club 2“-Besuch über Nacht zum Medienstar gemacht hatte, samt „Romy“ für den besten Fernseh-Auftritt des Jahres. Innerhalb weniger Jahre folgten „Konflikte“-Redakteur Hansjörg Schimanek, Ski-Olympiasieger Patrick Ortlieb, Leichtathletik-Star Elmar Lichtenegger, „Willkommen Österreich“-Moderatorin Theresia Zierler, der Autor Peter Sichrovsky und die Radio-Sprecherin Jutta Wochesländer.

„Auf jeden Fall ist es darum gegangen, die FPÖ bunter zu machen und breiter zu machen vom Wählerspektrum her“, sagt im Rückblick Jörg Haider, der nahezu alle Genannten selbst in die Politik geholt hat: „In Wirklichkeit ermöglicht es, eine Partei wie die FPÖ, die doch ideologisch eng gewesen ist, zu öffnen.“

Die Voraussetzungen dafür waren damals günstig: Die FPÖ wuchs von Wahl zu Wahl und konnte Neuzugängen sichere Mandate versprechen, ohne altgediente Funktionäre zu vergrämen. Parteistruktur und traditionelle Rekrutierungsmuster waren nie so einbetoniert wie in den Großparteien SPÖ und ÖVP, Personalentscheidungen alleinige Chefsache. Und für den Obmann der damals politisch isolierten Partei erfüllten die prominenten Einsteiger noch eine weitere wichtige Funktion:

„Dass man den Kommandanten der öffentlichen Meinung signalisiert hat – es nützen eure Ausgrenzungs- und Abmauerungsversuche nichts. Es gibt immer wieder interessante Führungspersönlichkeiten, die selbstverständlich mit der FPÖ gemeinsame Sache machen wollen.“

Auch wenn sonst niemand derart viele prominente Quereinsteiger aufgeboden hat wie die Freiheitlichen – seit Mitte der 1990er Jahre wollte keine Partei mehr auf bekannte Namen von außen verzichten: Die ÖVP nominierte 1994 den Burg-Schauspieler und Rocksänger Franz Morak für den Nationalrat („Er hat zusätzliche Qualität gebracht, Aufmerksamkeit und Stimmen“, sagt Morak-„Erfinder“, Ex-Partei-Ex-Par- teichef Erhard Busek). Und bei der EU-Wahl 1996 errang die Volkspartei mit ZiB-

Moderatorin Ursula Stenzel und dem Kaiser-Enkel (und Kurzzeit-Talkmaster) Karl Habsburg einen völlig überraschenden Sieg.

Auf den die SPÖ drei Jahre später ebenfalls mit einem Promi-Kandidaten reagierte: Nach der kurzfristigen Absage des Star-Diplomaten Wolfgang Petritsch wurde Hans-Peter Martin buchstäblich über Nacht zum Spitzenkandidaten. Der damalige Wahlkampf-Chef Andreas Rudas im Rückblick: „Für uns war klar, dass wir mit einem Quereinsteiger hineingehen wollen. Für uns war klar, dass eine Neuauflage des Duells Swoboda gegen Stenzel nicht zugunsten der SPÖ ausgehen konnte.“ Das Kalkül ging auf – die SPÖ überholte die ÖVP und Rudas will aus internen Nachwahl-Analysen wissen: „35 Prozent der Stimmen, die die SPÖ bekommen hat, waren ausschließlich wegen des Spitzenkandidaten.“

Sogar die traditionell promi-skeptischen Grünen versuchten es bei der EU-Wahl 1999 mit einem Fernseh-Gesicht, mit der Schauspielerin und „Kunststücke“-Präsentatorin Mercedes Echerer auf Platz 2. Der grüne Presse-Chef Stefan Schenach hatte sie der Parteispitze vorgeschlagen, denn: „Wahlkämpfe sind ja bekanntlich nicht dazu da, um Unbekannte bekannt zu machen, sondern um die Bekanntheit von Personen zu nützen.“

Vom EU-Wahlerfolg motiviert, warb die SPÖ für die Nationalratswahl wenige Monate später die Global 2000-Aktivistin Ulli Sima an, die mit dem Gentechnik-Volksbegehren und massiver Unterstützung der „Krone“ landesweit bekannt geworden war. Wahlkampf-Chef Rudas:

„Wir waren damals entgegen den veröffentlichten Meinungsumfragen extrem schwach. Knapp vor der FPÖ. Deswegen haben wir uns überlegt, wo wir extreme Schwächen haben. Das war bei jungen, intelligenten Frauen – unser Hauptproblem. Und überhaupt bei Jungwählern. Ulli Sima war für uns ein absoluter, punktgenauer Treffer.“

2002 plakatierten die Sozialdemokraten dann Wolfgang Petritsch, Gertraud Knoll und vor allem ZiB-Anchorman Josef Broukal, den der neue Parteichef Alfred Gusenbauer angeworben hatte, weil ...

„... jemand, der jeden Tag in der Hauptnachrichtensendung am Bildschirm ist und dort Nachrichten bringt, einfach bei den Menschen eine natürliche Glaubwürdigkeit hat. Das ist natürlich ein enormes *asset* für eine Wahlauseinandersetzung und für das öffentliche Auftreten.“

Die ÖVP konterte mit Eislaufer-Königin und „Seniorenclub“-Moderatorin Ingrid Wendl. „Weil in der Zielgruppe der Senioren bei uns Handlungsbedarf gegeben war“, erklärt Wahlkampf-Leiter Reinhold Lopatka:

„Wir haben zwei Millionen Pensionisten. Und in dieser Gruppe hat Ingrid Wendl einen Bekanntheitsgrad, den nur wenige haben. Sie war in Wirklichkeit im Wahlkampf jemand, der ausschließlich auf diese Zielgruppe ausgerichtet eingesetzt worden ist.“

Nach der Wahl saß der einstige Eislaufer-Star Ingrid Wendl im Nationalrats-Plenum nicht weit vom – noch aktiven – Hürdenläufer Elmar Lichtenegger, den die FPÖ 2002 ins Rennen geschickt hatte, allerdings mit einem anderen Ziel, sagt Jörg Haider:

„Er schafft vor allem den Zugang zur jungen Wählerklientel, weil er ein Junger ist. Und einem Spitzensportler, der in der Politik auftritt, hört man leichter zu, dem glaubt man leichter, da kann man vieles besser transportieren als bei etablierten Politikern.“

Ein Garant für eine politische Karriere ist Prominenz jedoch keineswegs: Baumeister und „Seitenblicke“-Dauergast Richard Lugner versuchte es – wie Superintendentin Gertraud Knoll – erst erfolglos bei der Bundespräsidentenwahl 1998 und scheiterte im Jahr darauf gemeinsam mit Gattin Christina mit seiner eigenen Partei „Die Unabhängigen“ bei der Nationalratswahl. Ebenso wie die Profil-Journalistin Elfriede Hammerl beim Liberalen Forum oder Bildhauer Alfred Hrdlicka und „Kottan“-Autor Helmut Zenker bei der KPÖ. Ohne Erfolg blieb auch Fernsehmoderator Reinhard Jesionek als Spitzenkandidat des LIF im Jahr 2002. Und Karl Habsburg kam nach seinem unfreiwilligen Abgang aus der ÖVP mit der eigenen Partei „Christlich Soziale Allianz“ bei der EU-Wahl 1999 gerade mal auf eineinhalb Prozent.

„Aufmerksamkeit erregen“ – Quereinsteiger wozu?

„QuereinsteigerInnen sind Teil politischer Wahlkampfstrategien, in der die mediale Inszenierung von Bedeutung ist. QuereinsteigerInnen erlauben Dramaturgie, sie versprechen mediale Aufmerksamkeit zu einem von der Partei gewünschten Zeitpunkt. QuereinsteigerInnen symbolisieren Bürgernähe, sie sollen zeigen, dass Men-

schen auch ohne Ochsentour durch die Partei ‚etwas werden können‘. Sie stehen aber auch für Sachthemen, die die jeweilige Partei mit Hilfe von QuereinsteigerInnen besetzen will“, schreiben Anton Pelinka und Sieglinde Rosenberger.²

Nicht zufällig fällt die Boom-Zeit der Quereinsteiger in Österreich mit dem Aufstieg der FPÖ ab Mitte der 1980er Jahre zusammen. Seit damals zeigt sich auch an den Wahlergebnissen hierzulande, was Politikwissenschaftler *dealignment* nennen – die rasante Erosion traditioneller Parteibindungen durch den sozioökonomischen Wandel, die Auflösung traditioneller Milieus, die Modernisierung, Individualisierung und Säkularisierung und durch die Entstehung neuer Konfliktlinien. Die Zahl parteitreuer Stammwähler sinkt seither auch in Österreich rasant, der Mitgliederstamm der Parteien hat sich halbiert – dafür wächst die Zahl so genannter *late deciders* und Wechselwähler gibt es heute achtmal so viele wie vor 30 Jahren.³

ÖVP-Generalsekretär und Wahlkampf-Manager Reinhold Lopatka sagt zu den praktischen Folgen für die Politik:

„Die alten politischen Lager haben an Bedeutung verloren. Die Gegensätze dieser Lager sind nicht mehr so, wie sie seinerzeit waren, und daher rücken Personen stärker in den Mittelpunkt. Und abgesehen vom jeweiligen Spitzenkandidaten müssen Parteien hier bestrebt sein, möglichst bekannte, prominente, sympathische, positive Persönlichkeiten zu präsentieren.“

Grünen-Chef Alexander Van der Bellen:

„Wenn es so ist, dass Politik zunehmend medial vermittelt werden muss, dann liegt es nahe, einige Zeit vor der Wahl mit aus irgendwelchen Gründen bekannten, beliebten, anerkannten Gesichtern Aufmerksamkeit zu erregen. Es kann auch eine gewisse Offenheit signalisieren. Man kann, wenn man Glück hat, auf diese Weise ein liberaleres Bild von sich selbst erzeugen, als es in Wahrheit der Fall ist.“

2 ANTON PELINKA / SIEGLINDE ROSENBERGER, *Österreichische Politik. Grundlagen – Strukturen – Trends*, Wien 2000, S. 148.

3 Vgl. FRITZ PLASSER / PETER A. ULRAM, *Das österreichische Politikverständnis. Von der Konsens- zur Konfliktkultur*, Wien 2002, bzw. PETER MAIR / WOLFGANG C. MÜLLER / FRITZ PLASSER (Hg.), *Parteien auf komplexen Wählermärkten. Reaktionsstrategien politischer Parteien in Westeuropa*, Wien 1999.

Ex-FPÖ-Obmann Jörg Haider:

„Aus der Sicht der FPÖ war es notwendig, um quasi Führungspersönlichkeiten für die Partei, die stark gewachsen ist, zu bekommen. Das konnte nicht allein aus dem eigenen Funktionärsbereich gemacht werden. Daher macht es durchaus Sinn, Personen aus den Wählersegmenten, von denen die FPÖ starke Reaktionen erwartet hat, dort hinzusetzen.“

SPÖ-Vorsitzender Alfred Gusenbauer:

„Es gelingt immer weniger, Leute aus der zweiten oder dritten Reihe in der Öffentlichkeit aufzubauen, weil der innenpolitische Diskurs auf wenige Köpfe reduziert ist. Daher stellt sich immer wieder die Frage für Parteien: Welche Leute haben ein öffentliches Profil, das notwendig ist, wenn man bei Wahlen reüssieren will?“

Prominente Quereinsteiger sind so etwas wie *Testimonials der Politik* – Werbeträger für Parteien, wie Fernseh-Stars für Waschmittel, Bier oder Sportartikel, wie Sportler für Banken, Joghurts oder Tiefkühlkost und Schauspieler für koffeinfreien Kaffee.⁴ Ziel ist der Image-Transfer vom Promi zum Produkt, in diesem Fall zu seiner neuen Partei.

Parteien und Berufspolitiker leiden unter einem von Jahr zu Jahr dramatischeren Vertrauensschwund – die angebliche Politik-Verdrossenheit ist nach allen Befunden vor allem eine Politiker-Verdrossenheit.⁵ Bekannte und beliebte Image-Träger aus anderen Berufen sollen da helfen, den ruinierten Ruf wieder aufzupolieren, Parteien wieder Glaubwürdigkeit, Kompetenz und Sympathie zu verleihen. *Celebrity politics* ist in erster Linie *Image-Politik*.

4 Testimonial: „Eine der Zielgruppe bekannte, nicht anonyme Person (z. B. Prominenter), die in der Kommunikation für eine Marke auftritt und diese empfiehlt oder für deren Qualität bürgt.“ http://www.markenlexikon.com/glossar_t.html (10. Februar 2005).

5 So meinten z. B. noch vor 30 Jahren 55 % der Befragten, dass ein Nationalrats-Abgeordneter „große Fähigkeiten“ haben müsse, 1997 waren es nur mehr 30 % und im Jänner 2005 gar nur mehr 24 %. Zwischen 51 und 60 % der Befragten sagten 1997, ein Manager eines mittleren Unternehmens habe einen schwierigeren Job mit mehr Verantwortung und größerem beruflichen Risiko als ein Abgeordneter. Nur 7 bis 10 % hielten den Job des Politikers für schwieriger, verantwortungsvoller und riskanter. 2004 meinten 55 %, ein Abgeordneter „genießt viele Vorrechte, hat es überall ein wenig leichter“, und nur 23 % glaubten, er würde „von der übrigen Bevölkerung geachtet“ (Quelle: IMAS).

Dieses Interesse der Parteien an Prominenten ist nachvollziehbar. Aber was ist das Interesse der Prominenten? Warum gehen sie in die Politik? Wer holt sie? Unter welchen Bedingungen? Warum geben sie erfolgreiche Karrieren auf für einen meist weniger angesehenen Job? Wie erleben sie Politik und unter welchen Umständen sind sie erfolgreich? Sind sie überhaupt erfolgreich? Werden Stars in der Politik auch zu Star-Politikern? Oder hat der Politologe Peter Gerlich recht mit seinem knappen Resümee: „Quereinsteiger neigen zum Misserfolg.“⁶

Jene prominenten Quereinsteiger, die in den letzten zehn Jahren erfolgreich für den Nationalrat oder das EU-Parlament kandidiert haben, geben darauf spannende Antworten. In vielem ähneln sich ihre Erfahrungen: Alle wurden in die Politik geholt – keiner hat sich selbst beworben. Viele waren in ihrem eigentlichen Beruf frustriert oder an einem Wendepunkt. Die meisten erlebten in ihren neuen Parteien Skepsis und Eifersucht. Praktisch alle klagen über die Ineffizienz der politischen Alltagsarbeit, über das parteipolitische Hickhack und ihre geringen Gestaltungsmöglichkeiten. Alle sagen, sie würden sich anders verhalten als „traditionelle“ Abgeordnete – aber fast alle fügen sich dem Klubzwang. Die meisten sehen ihre fehlende Vernetzung in der Partei und die mangelnde politische Erfahrung als größtes Handicap, viele sind bereits wieder ausgeschieden – aber bis auf einen sagen alle: Ich würde es wieder tun. Und trotzdem gibt es auch viele unterschiedliche Erfahrungen – je nach früherem Beruf, politischer Sozialisierung, Persönlichkeit und Partei.

„Ich bin fast vom Sessel gefallen“ – Der Einstieg

So genannte *self starters*, wie in den USA aufgrund des offenen Vorwahl-Systems durchaus üblich, gibt es in der österreichischen Politik nur selten.⁷ Kein einziger der befragten Quereinsteiger hat sich laut eigener Aussage bei seinem Einstieg aktiv um ein Mandat beworben – allen wurde die Kandidatur von Spitzenpolitikern angeboten. Mehr als der Hälfte sogar schon beim allerersten Gespräch, darunter Ursula Stenzel:

6 Zitiert nach CHRISTINE LUGMAYR / HEDWIG SCHUSS, *Politik als „Schweinehaxe“*, in: Die Presse vom 21. 8. 2003, S. 5.

7 Vgl. DAVID T. CANON, *Actors, Athletes, and Astronauts. Political Amateurs in the United States Congress*, Chicago 1990, bzw. DARRELL M. WEST / JOHN ORMAN, *Celebrity Politics*, Upper Saddle River, NJ 2003.

„Es hat mich ein Anruf ereilt aus dem Büro des Vizekanzlers und Außenministers Wolfgang Schüssel, er möchte mich sprechen. Es war ein sehr heißer Tag und er ist sofort – er war in Hemdsärmeln – zur Sache gekommen. Er hat gesagt, ‚Es stehen Europawahlen vor der Tür‘ und er möchte mich fragen, ob ich für die ÖVP als parteiunabhängige Kandidatin kandidieren würde.“

Ähnlich informell das Angebot an Ingrid Wendl:

„Ich hab einen Anruf bekommen aus dem Bundeskanzleramt, ob ich vorbeikommen könnte. Und es war der 15. Oktober 2002 und der Kanzler hat mich gefragt, ob ich für ihn ins Parlament kommen will.

AW: Als Sie hingekommen sind, haben Sie da gewusst, worum es geht?

Nein, gar nicht.

AW: Es hat Sie einfach das Büro angerufen und Ihnen gesagt: Der Bundeskanzler möchte Sie sprechen?

Ja, genau.“

Ulli Sima wurde nach einer Pressekonferenz zum Gentechnik-Volksbegehren von SPÖ-Werbeleiter Heinz Lederer zu einem Gespräch eingeladen:

„Ich habe mir eigentlich gedacht, sie wollen mir einen Job in einem Ministerbüro anbieten oder etwas in diese Richtung. Das war mein Hintergedanke. Dann bin ich zu Heinz hingegangen und der hat mir gesagt, dass sie noch eine attraktive Kandidatin für die Liste suchen und dass das völlig unverbindlich ist, weil er mir da nichts versprechen kann. Ich soll mir doch überlegen, ob ich nicht für die SPÖ kandidieren möchte. Ich bin dort fast vom Sessel gefallen.“

Sehr viel komplizierter war der Umstieg in die Politik bei Hans-Peter Martin: Er kam mit der SPÖ-Spitze Anfang 1997 ins Gespräch, als Referent bei einer Klubklausur zum Thema Globalisierung:

„Dann gab es die ersten Überlegungen im Sommer 1998 – soweit ich die mitbekommen habe –, [bei der EU-Wahl 1999] tatsächlich Unabhängige aufzustellen. Und in diesen Planspielen war ich schon ein Jahr vor der Wahl immer wieder die Nummer 1, [die Diplomatin] Eva Nowotny die Nummer 2, dann wieder anders herum, das ging so hin und her. Das heißt, es ist

im Hintergrund ein Jahr lang gelaufen. Im Frühjahr 1999 sah es dann ganz nach Spitzenkandidat [Diplomat Wolfgang] Petritsch aus. Es ist mir erst später klar geworden, dass Andreas Rudas, mit den Einflussmöglichkeiten, die er hatte und permanent ausnützte, andere getestet hat. Da war Petritsch plötzlich mehr im Fernsehen, ich war immer wieder in der Zeit im Bild 3. Wie das zustande gekommen ist, weiß ich nicht, es fiel mir nur auf. Da wurde ich aus deren Sicht auch mal getestet.“

Letztlich stand dann Petritsch als Wunsch-Kandidat der SPÖ-Führung fest, wollte aber nicht mehr. „Die Absage konnte keinen der Beteiligten überrascht haben“, meinte Petritsch später, aber Parteichef Klima habe seine Einwände „ganz einfach nicht zur Kenntnis nehmen“ wollen.⁸ Der damalige Wahlkampf-Chef Rudas schildert den Ablauf anders. Demnach habe Petritsch erst am Tag jener Präsidiumssitzung abgesagt, in der die Kandidaten-Liste beschlossen werden sollte – um sieben Uhr morgens am Telefon:

„Und ich hatte bis zum Parteipräsidium, ein paar Stunden später, eine hektische Zeit. Ich hatte die Aufgabe, einen neuen Spitzenkandidaten zu finden. Für uns war klar, dass wir mit einem Quereinsteiger hineingehen wollen. Wir hatten auch zwei andere Kandidaten im Visier, die beide entweder nicht erreichbar waren oder nicht bereit waren, es zu machen, sodass wir Hans-Peter Martin gebeten haben, diese Funktion wahrzunehmen und das war es.

AW: Weil er der zweite Quereinsteiger war?

Er war der zweite Quereinsteiger auf der Liste.“

Sehr langsam entwickelte sich auch die Beziehung des Journalisten und Bestseller-Autors Peter Sichrovsky zur FPÖ. Über mehrere Jahre hinweg hatte es immer wieder Gespräche zwischen dem jüdischen Autor eines Buches über Nazi-Kinder und Jörg Haider und Susanne Riess-Passer gegeben. Sichrovsky hat die beiden nach eigener Aussage immer wieder dazu gedrängt, die FPÖ „aus dem rechten Eck“ zu holen und als „zweite Kraft innerhalb des konservativen Spektrums aufzubauen“. 1995 sei dann das erste Angebot gekommen, für den Nationalrat zu kandidieren.

„Das habe ich abgelehnt, weil ich gesagt habe, dass mich die Innenpolitik nicht interessiert. Ich habe dann das Angebot angenommen, 1996 für das Europaparlament zu kandidieren.

AW: Was ist Ihnen damals konkret angeboten worden?

Ein fixer Listenplatz – nicht die Nummer 1. Das wollte ich auch nicht. Ich habe immer gesagt, ich bin kein Spitzenkandidat.

AW: Es war aber klar, dass es um ein fixes Mandat geht?

Es war klar, dass es die Nummer 2 ist – von Anfang an. Ich glaube, dass ich damals benutzt wurde in einer Art Machtkonflikt innerhalb der Partei. Weil es war sehr interessant, in welcher Art und Weise meine Kandidatur präsentiert wurde. Sie wurde nämlich bis zur letzten Minute auch innerparteilich geheim gehalten.“

Quasi über Nacht kam hingegen ORF-Redakteur Johannes Kronberger zur FPÖ. 1996 hatte er im Zug einer Sendungs-Recherche mit der geschäftsführenden Partei-Chefin Riess-Passer telefoniert:

„Am Tag darauf, um 11 Uhr – ich weiß es noch ganz genau – läutet bei mir das Telefon und es sagt Susanne Riess-Passer: ‚Du, wir suchen jemanden, der für uns ins EU-Parlament geht.‘ Ich habe ihr gesagt, dass ich darüber nachdenken muss: ‚Da fällt mir auf Anhieb auch niemand ein, wann sind denn überhaupt Wahlen? Bis wann wird das gebraucht?‘ Und sie hat gesagt: ‚Nein, wir haben an dich gedacht.‘ Ich habe dann gefragt, wie viel Zeit habe ich zum Nachdenken. Und sie hat mir gesagt, dass sie es am nächsten Tag um 10 Uhr wissen muss, weil am Montag darauf die Kandidaten vorgestellt werden.

AW: Und da hat es vorher keine Gespräche gegeben?

Nie, kein einziges Vorgespräch, keine einzige Überlegung.

AW: Es gab nur dieses eine Telefonat?

Dieses eine Telefonat. Ja.“

Die Schauspielerin Mercedes Echerer wurde nach einer Lesung von einem der Organisatoren angesprochen, dem damaligen Pressesprecher der Grünen Stefan Schennach:

„Dann kamen wir ins Gespräch und er [Schennach] war ja auch eine Art Scout zu dem Zeitpunkt und hat mich dann ganz spontan gefragt: ‚Man registriert Sie, Sie kritisieren manches Mal da und dort. Sie setzen sich für

manche Dinge ein, wollen Sie nicht versuchen, es besser zu machen?’ Sage ich: ‚Was meinen Sie damit?’ Er: ‚Wollen Sie nicht einmal auf der anderen Seite sein, um die Gestaltungsmöglichkeiten auszuschöpfen?’

AW: Heißt das, Stefan Schennach hat Ihnen schon konkret eine Funktion versprochen oder Sie nur gefragt, ob Sie einmal mitarbeiten wollen?

Nein, er hat ganz konkret gesagt: ‚Wir suchen auf der Kandidatenliste eine Nummer 2. Es muss eine Frau sein bei den Grünen.““

Nur sechs der 15 Quereinsteiger geben an, dass sie irgendwelche Bedingungen für die Kandidatur gestellt hätten. Vier bestanden auf einem „sicheren Mandat“ an wählbarer Stelle. Ski-Star Patrick Ortlieb etwa, der zuvor Angebote der FPÖ für Landtags- und EU-Wahlen abgelehnt hatte, aber 1999 für den Nationalrat antrat:

„Kein ‚Kampfmandat‘ – das war eine Art Voraussetzung für mich, weil ich sicher nicht der prädestinierte Wahlkämpfer bin oder der, der auf die Straße gehen wird zum Stimmenkeilen. Das war das, vor dem ich mich gescheut habe. So bin ich gleich auf einen Listenplatz gekommen, Nummer 2 hinter Prinzhorn.“

Hans Pretterebner verlangte „ein freies Mandat. Was immer zur Abstimmung gelangt – ich entscheide so, wie ich entscheiden will“. Und Ingrid Wendl erzählt von einer – wohl eher seltenen – Abmachung mit ÖVP-Chef Schüssel:

„Ich habe schon Bedingungen gestellt. Ich habe gesagt, ‚Wenn ich glaube, ich arbeite schlecht, dann darf ich weggehen.‘ Darauf hat er gesagt, ‚Freuen tut mich das nicht, aber selbstverständlich.““

„Das war Kalkül“ – Die Gründe für das Angebot

Den potenziellen Kandidaten wurden ganz unterschiedliche Begründungen genannt, warum man sie in der Politik haben wollte – ihre Prominenz wurde nur vor vier Kandidaten als Motiv erwähnt. Trotzdem sind mehr als drei Viertel der Quereinsteiger sicher, dass ihre Bekanntheit ein wesentlicher Grund für das Angebot war. Nur zwei nennen ihre Fachkompetenz als mögliche Motive der Rekrutierer: Ursula Stenzel („Das Ausschlaggebende war sicher das politische Know-how, das ich bewiesen habe in den vielen Jahren.“) und der Schauspieler und Sänger Franz Morak, der immer wieder mit ÖVP-Chef Busek zu kulturpolitischen Dis-

kussionen zusammengetroffen war. Aber auch Morak ist sich seines „Werbewerts“ bewusst:

„Sicher ist auch, dass das etwas mit Öffentlichkeit zu tun hatte und mit Aufmerksamkeit. Frei nach der ‚Ökonomie der Aufmerksamkeit‘.“

Die „Willkommen Österreich“-Moderatorin Theresia Zierler glaubt heute, dass ihre Popularität aus dem Fernsehen der wahre Grund für das Angebot (durch den damaligen Generalsekretär Peter Westenthaler) war, 1999 für die FPÖ anzutreten:

„Ich glaube, da darf man sich keine Illusionen machen, weil grundsätzlich ist es so, wenn man jemanden hat, der bekannt ist, noch dazu gerade in der FPÖ ... Jemand der sich bekennt, ist sicherlich ein sehr gutes Signal. Es war einfach: Beide Seiten haben etwas davon. Das war Kalkül. Ich war da nie so naiv, dass ich mir gedacht hätte, die haben mich als großes politisches Talent entdeckt.“

Ähnlich erklärt sich Hans Pretterebner die Avancen Jörg Haiders:

„Ganz klar, dass er mich benutzt hat mit dem prominenten Namen und dem Aufdecker-Ruf, den ich damals hatte. Wobei er relativ spät dran war, ein paar Jahre früher war ich wesentlich bekannter und da waren auch noch andere Emotionen da. Da war aber noch die Prozess-Lawine mit der SPÖ und 50 Prozesse und noch keine Verurteilung von Udo Proksch. Mich politisch zu instrumentalisieren war klugerweise oder aus Sicherheitsgründen erst möglich, nachdem Proksch verurteilt war. Das ist ganz klar.“

Patrick Ortlieb:

„Die Begründung, ich meine ich bin auch nicht der Dümme ... Dass prominente Namen an der Front immer besser ziehen als *no names* ist ganz klar. Die Öffentlichkeit kannte mich. Der Begriff ‚Quereinsteiger‘ ist auch immer wieder andiskutiert worden.“

Und Hans-Peter Martin sagt über die möglichen Motive für sein Engagement durch die SPÖ:

„Aus blankem Opportunismus heraus. Das hat ins Umfrageschema gepasst, man hat keinen Besseren gefunden. Das hatte nichts mit meinen Inhalten zu tun. Letztlich vom Mechanismus her, sehe ich es kaum anders, als wenn Herr

Lugner sich irgendeine Film-Ex-Schönheit einlädt, um damit am Opernball zu glänzen. Da gehören aber immer zwei dazu. Ich wurde da missbraucht und eingesetzt, ich habe mich aber auch missbrauchen lassen.“

„Jetzt zeige ich ihnen, wie's geht“ – Die Argumente dafür

Warum haben Menschen, die als Sportler, Journalisten, Moderatoren oder als Staatsanwältin eine erfolgreiche Karriere hinter sich hatten, das Angebot angenommen, in die Politik zu wechseln? Als häufigstes Motiv wird (von fast zwei Dritteln) eine gewisse berufliche Frustration genannt. So wurde die ORF-Sprecherin Jutta Wochesländer gegen ihren Willen intern versetzt und meint: „Die letzten Jahre im ORF waren schon sehr schlecht.“ Der Entschluss, in die Politik zu gehen, war daher „ein sehr leichter“. Ähnlich ihre ORF-Kollegin Theresia Zierler: „Mir war klar: Ich könnte nur einen Schritt zurück machen. Nichts Neues, kein Reiz.“ Oder Global 2000-Aktivistin Ulli Sima:

„Dafür hat gesprochen, dass mir nach vier Jahren bei einer Umweltschutzorganisation und vier Jahren Gentechnik-Kampagne schon fad war. Ich habe mich nach etwas Neuem geseht.“

Schauspieler Franz Morak:

„Es gibt auch in einem Beruf, wenn man ihn so lange ausgeübt hat wie ich, Ermüdungserscheinungen. Sprich: Ich spiele seit meinem 14. Lebensjahr Theater, habe Theater gespielt und bin dann mit 48 in die Politik gekommen. Ich glaube, das war eine schöne Gelegenheit, nicht das Thema zu wechseln, aber das Fach zu wechseln.“

Oft fallen auch Worte wie „Herausforderung“, „Spaß“ oder „Abenteuer“. Ursula Stenzel war kurz zuvor als ZiB-Moderatorin abgelöst worden und zum Hörfunk gewechselt. Sie sei dort durchaus zufrieden gewesen, sagt sie, aber:

„Ich habe mir gedacht, dass es ein Kick ist. Ich war knapp 50 und das ist der Moment, da kann man noch einmal durchstarten. Wie es dann soweit war, habe ich mir gedacht, Ja, dann starte ich eben noch einmal durch.“

Auch der Journalist Peter Sichrovsky war mit seiner beruflichen Situation nicht mehr glücklich („Das hat sich auch von der Karriereplanung her gut getroffen.“),

aber über sein eigentliches Motiv, das FPÖ-Angebot letztlich doch anzunehmen, sagt er:

„Es klingt vielleicht naiv oder nicht ernst genug. Aber irgendwie war es der Spaß. Letzten Endes habe ich mir gedacht, alle Argumente, es nicht zu machen, sind mir zu logisch, zu vernünftig, zu bedrohlich, zu gut meinend. Wo ist eigentlich der Spaß dran, das Abenteuer? Wo ist das Risiko, wo ist der Seiltanz? Wo ist das Moment, wo man alles infrage stellt, was man bisher gemacht hat? Selbst bis zum möglichen finanziellen Absturz und die Arbeit verlieren, Freunde verlieren. Ich glaube, das war letzten Endes der entscheidende emotionelle Schub, es auch zu tun.“

Der Seitenwechsel, die Möglichkeit, „es besser zu machen“, wird ebenfalls mehrfach als Motiv genannt. Von Hans Kronberger etwa, einem langjährigen Redakteur von ORF-Sendungen, in denen es häufig um Probleme mit Politik und Behörden ging:

„Mein Hauptgrund war eigentlich die Argumentation von Jörg Haider: ‚Der soll nicht immer zu uns kommen und uns sagen, was wir zu tun haben.‘ ... Politik zu verweigern, wenn sie jemandem angeboten wird, ist eigentlich feig.“

Und Franz Morak erklärt:

„Natürlich geht jeder Quereinsteiger in die Politik und sagt, ‚Jetzt zeige ich es ihnen, wie es wirklich geht‘ und ‚Die werden schauen‘.“

Etwa zwei Drittel der Befragten nennen als Motiv für ihren Wechsel die Chance, allgemein politisch mitgestalten zu können, oder ein konkretes politisches Projekt: z. B. Patrick Ortlieb („Das Doping-Thema“) oder Ulli Sima:

„Was ich bestechend gefunden habe, ist, dass bei der SPÖ der gesamte Umweltbereich brach gelegen ist. Da hat es niemanden gegeben, der sich engagiert hätte. Der Umweltsprecher war im Großen und Ganzen ein Lobbyist für die Abfallverbrennung – das war sein Thema. Und ich habe gefunden, dass das für eine so große Partei ein echtes Manko ist.“

In deutlich größerem Rahmen wollte Hans-Peter Martin Politik machen – gemeinsam mit dem Co-Autor seines Bestsellers „Die Globalisierungsfalle“:

„Das politische Konstrukt sah so aus: Harald Schumann geht zu Oskar Lafontaine [dem damaligen deutschen Finanzminister] ins Kabinett und leitet dort seine eigene Stabsstelle Meinungsbildung. Die Idee: ein Gegen-Davos ins Leben zu rufen, St. Gerold war damals im Gespräch, lang vor Porto Alegre. Ich selbst war im Aufsichtsrat von Greenpeace. Und wir vernetzen das und kombinieren das mit dem Ziel, den Meinungsführern in Europa die Gefahr der Weltfinanzmärkte zu verdeutlichen, sie vom Neoliberalismus abzubringen, um den Crash zumindest abzufedern oder medial vernünftig abzufedern. Und das Ganze ist in sich zusammengebrochen durch den Rücktritt von Oskar. Ich wollte den Finanzmärkten wirklich ins Geschäft hinein. Ich wollte am großen Wurf mitarbeiten. Mein Ziel hat damals geheißen: Von der Globalisierungsfalle zum europäischen Traum. Und ich habe das wirklich geglaubt.“

Allgemeiner formuliert Ursula Stenzel ihre damaligen Ambitionen:

„Ich habe in der Europäischen Union eine unheimlich faszinierende politische Entwicklung gesehen. Da dabei zu sein – wenn du in diesem Parlament bist, da sind tolle Persönlichkeiten drin. Es hat mich fasziniert, in der europäischen Politik mitwirken zu können – wobei ich mir die Mitwirkung gar nicht vorstellen konnte.“

Peter Sichrovsky wiederum nennt als politisches Motiv für sein Antreten bei der EU-Wahl nicht die EU-Politik, sondern eine Veränderung der FPÖ:

„Was dafür gesprochen hat, war: Wir sind eine kleine Gruppe innerhalb der Partei und wir versuchen – mit der Unterstützung der Führung von damals – daraus eine stabile, liberale, konservative, demokratische Partei zu machen. Ich habe immer wieder darauf hingewiesen, wie Fini das in Italien macht. Das hat mich einfach fasziniert, wie er unglaublich geschickt die Partei aus dem verurteilten rechtsextremen Eck herausgeholt hat.“

Weniger häufig genannte Motive sind die Reaktionen von Freunden oder Familie, die ideologische Nähe zu einer Partei oder Eitelkeit. In manchen Fällen spielt auch ein persönliches Naheverhältnis zu Parteifunktionären eine Rolle – etwa bei Hans-Peter Martin, der bei einer SPÖ-Klausur (damals noch unter Partei-Chef Franz Vranitzky) referierte:

„Und mir war damals aufgefallen, dass in der ersten Reihe fußfrei mit seiner später legendär gewordenen ‚Zähne fletschenden Freundlichkeit‘ Viktor Klima saß. Das einzige Regierungsmitglied der SPÖ, das ich nicht persönlich gekannt hatte. Und aus journalistischem Instinkt heraus bin ich auf ihn zugegangen, wir haben uns ganz kurz danach getroffen. Es war so, dass da etwas passiert ist zwischen Viktor Klima und mir. Ich habe das dann später als für mich unbegreifliche Form von einer gewissen Homoerotik bezeichnet. Wobei ich überhaupt im erotischen Bereich keinerlei ... Es war irgendetwas. Ich habe Klima gemocht. Letztendlich war es ein Mann-Frau-Verhältnis zwischen Viktor Klima und mir. Er war der Mann, ich war die Frau. Die Grundbegegnungsform war, dass es ein wechselseitiges Werben gab. Sicherlich stärker ausgehend von der Frau.“

„Kann man verheiratet sein?“ – Die Argumente dagegen

Aber es gab natürlich auch Bedenken. Gegen den Umstieg in die Politik sprachen bei einigen der absehbare Zeitaufwand und die Vereinbarkeit mit Beruf und Familie. Für Ingrid Wendl etwa:

„Mein Mann war in Amerika, der ist ja Musiker und sehr viel unterwegs. Sag ich: ‚Lieber Herr Bundeskanzler, ich habe eine gewisse Verantwortung, nicht nur mir gegenüber, sondern auch anderen Menschen. Und meine Zeit ist nicht so lang, dass ich da was Privates verhaufen will. Kann man verheiratet sein ordentlich, ich mein, wirklich ordentlich?‘ Sagt er: ‚Naja, ich schaffe das auch und ich glaub, ich werde ein bisserl mehr zu tun haben als Sie.““

Weniger häufig genannt wurden das berufliche Risiko („Dass man nachher auf der Straße steht und keinen Job hat“ – Wochesländer), der mögliche Verlust von Unabhängigkeit oder Privatsphäre („Wieder exponiert in der Öffentlichkeit stehen“ – Ortlieb), Zweifel an den Gestaltungsmöglichkeiten eines Abgeordneten, Selbstzweifel (wurde ausschließlich von Frauen genannt) und die Reaktionen von Freunden oder Familie. Ulli Sima:

„Weil einfach viele in meinem persönlichen Umfeld eher bei den Grünen waren. Das war persönlich schwierig für mich. Was werden die sagen? Es hat auch Freunde gegeben, die das überhaupt nicht verstanden haben, die haben das auch überhaupt nicht akzeptieren können.“

AW: „Nicht akzeptieren können“ heißt, dass auch Freundschaften daran gescheitert sind?

Ja. Nicht viele, Gott sei Dank.“

Noch heftiger waren die Reaktionen im privaten und beruflichen Umfeld von Peter Sichrovsky:

„Dieser Hass ... Mir war klar, dass es eine ... Also ganz klar war es mir auch nicht ... Dass eine derartige Hassreaktion kommt, damit habe ich nicht gerechnet.“

Nur ein Kandidat hatte überhaupt keine Bedenken vor dem Berufswechsel – Franz Morak: „Dagegen hat gar nichts gesprochen, sonst hätte ich es nicht gemacht.“

Sechs der 15 Quereinsteiger hätten sich übrigens auch vorstellen können, für eine andere Partei zu kandidieren: Pretterebner und Wochesländer hätten sich eventuell auch von der ÖVP nominieren lassen, ebenso Liane Höbinger-Lehrer:

„Wahrscheinlich schon, ja. Mein Mann und meine ganze Familie sind seit Ewigkeiten ÖVP-Leute gewesen und das hätte mir nichts ausgemacht.“

Und Peter Sichrovsky:

„Weil ich von Grund auf immer konservativ war und auch immer konservativ gewählt habe. Dann wäre es allerdings kein Risiko gewesen, sondern eine Frühversorgung.“

Für zwei Kandidaten wären unter Umständen auch die Grünen infrage gekommen. Hans Kronberger (Aber: „Es hat keine andere Partei gefragt.“) und Ulli Sima – wenn auch mit Einschränkungen:

„FPÖ und ÖVP schließe ich aus – das wäre nicht infrage gekommen. Ich sage ganz ehrlich bei den Grünen ... Ich war immer SPÖ- und Grün-nahe, wobei ... bei Umweltfragen ist es bei der SPÖ eine Krise. Aber ich würde auch jetzt nicht sagen, ich hätte für die Grünen kandidiert. Das ist immer so schwierig. Zumindest theoretisch vorstellbar waren die beiden Parteien für mich.“

„Politisch interessiert? Seit 800 Jahren.“ – Die politische Vergangenheit

Während ihres Studiums war Sima in der Hochschülerschaft für die Grünen Studenten aktiv und Mitte der 1990er Jahre hatte sie auch – an unwählbarer Stelle – auf einer grünen NR-Liste kandidiert. Sichrovsky war Studentenvertreter für die ÖVP-nahe ÖSU. Pretterebner und Höbinger-Lehrer waren früher ÖVP-Mitglieder. Karl Habsburg war bei der JES tätig und bei der CSU-Jugend. Der einzige frühere Partei-Angestellte ist (der nicht interviewte) Josef Broukal. Er war vor seinem Wechsel in den ORF Leitender Sekretär der SPÖ Niederösterreich.

Echerer, Zierler, Kronberger und Martin waren bereits während ihrer Schulzeit politisch aktiv, als Schülervorteiler oder bei Schülerzeitungen. Stenzel war als Studentin „einmal“ demonstrieren („gegen Borodajkewycz“). Morak war Ensemble-Vertreter am Burgtheater, Kronberger ORF-Betriebsrat und Höbinger-Lehrer in einer Personalvertretungs-Kommission der Staatsanwaltschaft. Echerer engagierte sich bei „Mütter gegen Atomgefahr“, Sima war bei Global 2000 angestellt, Karl Habsburg Vorsitzender der Paneuropa-Union und Pretterebner als Teenager Mitbegründer des Bundes Europäischer Jugend und dann Herausgeber der Politischen Briefe („Ich habe mit journalistischen Mitteln versucht, Politik zu machen.“) Ingrid Wendl wurde im Jahr 2000 von Wolfgang Schüssel in den Publikumsrat des ORF entsandt.

Drei der Neo-Politiker waren vor ihrer Kandidatur nie politisch aktiv: Ortlieb („Nein, überhaupt nicht. Ich hatte immer damit zu kämpfen, dass ich meine Zeit halbwegs einteile.“), Lichtenegger und Wochesländer („Mich hat immer nur das Vergnügen interessiert. Ich war in der Eden-Bar.“). Und seit wann würden sich die heutigen Berufspolitiker als politisch interessiert bezeichnen. Wodurch wurden sie politisiert? Gar nicht, sagt Elmar Lichtenegger:

„Politisiert – das Wort passt, glaube ich, nicht zu mir. Das würde ich auch nicht so stehen lassen wollen. Politisch interessiert bin ich, seit ich 17 bin, weil das war das letzte Jahr in meiner AHS-Zeit. Da habe ich das Wahlpflichtfach Politische Bildung besucht.“

Liane Höbinger-Lehrer:

„Politisiert bin ich überhaupt nie geworden, auch nicht im Nationalrat. Politisch motiviert wurde ich vielleicht durch meinen Mann, weil er sich immer für Politik interessiert hat und davon auch viel verstanden hat. Wenn man im CV und auch in einer Mittelschul-Verbindung ist, da wird sehr viel über Politik diskutiert.“

Mehrere Befragte nennen konkrete Ereignisse als Auslöser für ihr politisches Interesse: den Reaktor-Unfall von Tschernobyl (Sima), den berühmten „Grenzen des Wachstums“-Bericht des Club of Rome (Morak), den Kniefall von Willy Brandt in Warschau (Martin) und die Debatte um den österreichischen EU-Beitritt (Ortlieb). Andere schildern persönliche Erfahrungen, wie Wendl ihre langen Aufenthalte mit der Wiener Eisrevue in der Sowjetunion, Stenzel die Reisen zu ihrer Schwester in die DDR, Pretterebner einen Besuch als Schüler im Parlament („Ich habe mir gedacht, da würde ich auch gerne einmal stehen.“) und Sima ihre Studienzeit:

„Ich habe damals Chemie studiert und die Studienbedingungen waren ziemlich furchtbar und es ist sehr männerdominiert, wo einer Frau permanent suggeriert wird, man ist eh blöd und wird das nicht schaffen. Und damals war es das erste Mal, dass ich mir gedacht habe: ‚Du musst jetzt etwas unternehmen und musst etwas machen.‘“

Mehrfach wird die Familie als Anstoß für politisches Interesse genannt: „Politik war ein Thema, seit ich zuhören konnte.“ (Sichrovsky) „Mein Vater war Kanonenfuter beim Hitler. Meine Mutter war vom Kommunistischen Studentenbund bis zum Bund deutscher Mädchen.“ (Echerer) „Weil ich aus einem freiheitlichen Elternhaus stamme.“ (Zierler) Und vor allem von Karl Habsburg. Er hat die ungewöhnlichste Antwort auf die Frage, seit wann er sich für Politik interessiert:

„Seit 800 Jahren. (lacht)

AW: OK, aber Sie physisch, wenn man so will?

Physisch, so lange ich zurückdenken kann. Wenn mein Vater zu Hause war, hat man über zwei Dinge geredet, das war Politik und Politik. Es hat mich immer fasziniert. Ich glaube, in dem Augenblick, in dem man normale Allüren des Zugführers und Astronauten ablegt, war für mich völlig klar, dass ich im politischen Bereich tätig sein möchte.

AW: Das heißt, es gab nicht irgendein konkretes politisches Ereignis, das Sie politisiert hat?

Das konkrete politische Ereignis war meine Geburt. Das hört sich jetzt komisch an, aber de facto ist es so. Wenn man so will, sind wir seit 800 Jahren Berufspolitiker. Was soll's, die Umstände haben sich geändert, aber wir sind trotzdem Politiker geblieben.“

Neun der 15 Quereinsteiger sagen, sie hätten bis zum konkreten Angebot niemals überlegt, von sich aus in die Politik zu gehen. „Innenpolitik war mir suspekt, das muss ich ehrlich sagen. Und das ist es mir bis zu einem gewissen Grad heute auch“, sagt etwa Ursula Stenzel. Die sechs anderen hatten bereits früher zumindest mit dem Gedanken gespielt – am konkretesten Karl Habsburg, der durchaus strategisch auf eine politische Karriere hingearbeitet hat:

„Ich habe natürlich auch meine Tätigkeit beim Fernsehen unter dem Aspekt gesehen, dass ich mir gesagt habe, man hat in Österreich schon lange keinen Habsburger mehr zum Anfassen gehabt. Und wenn ich in Österreich auch politisch tätig werden möchte zu einem anderen Zeitpunkt, da ist ein Bekanntheitsgrad immer etwas Wichtiges. So etwas trägt enorm dazu bei, dass man einen gewissen Bekanntheitsgrad hat – das ist hier nicht abträglich.“⁹

„Eine Vereinsmeierei hoch 100“ – Der erste Eindruck

Alle 15 sind letztlich – zumindest für einige Jahre – Politiker geworden, als Abgeordnete im Nationalrat oder im Europäischen Parlament. Wie haben sie diesen Umstieg in einen neuen Beruf erlebt? Was hat sie am meisten überrascht?¹⁰

Praktisch alle betonen die Unterschiede der politischen Alltagsarbeit zu ihren bisherigen beruflichen Erfahrungen und auch zu ihren Erwartungen. Eine Mehrheit der Quereinsteiger erlebt die Langwierigkeit und Komplexität des politischen Prozesses als negativ – sowohl in der parlamentarischen Praxis als auch innerhalb ihrer Partei. Immer wieder fällt auch das Wort „Ineffizienz“. Besonders deutlich schildert das der Journalist Peter Sichrovsky:

„Das Erste, was mir aufgefallen ist, war die Organisation meines Lebens. Vor allem im Parlament gibt es einen sehr starren Rhythmus von Sitzungen, Abstimmungen, Gremien. Der typische Politiker hat ja solche Sitzungen gern und ist ganz begeistert. Er sitzt dort für Stunden und Stunden.

9 Vom September 1992 bis zum April 1993 präsentierte Habsburg einige Folgen einer Game-Show mit dem Titel „Who is Who im ORF“.

10 Die Frage lautete wörtlich: „Was waren ganz allgemein Ihre ersten Eindrücke von der Politik? Was war anders als in ihrem bisherigen Beruf? Was hat Sie am meisten positiv oder negativ überrascht?“

Ich habe Sitzungen gehabt, die haben um 10 Uhr in der Früh begonnen und waren um 10 Uhr am Abend aus. Das war für mich völlig neu. Ich habe das nie verstanden, warum Leute 10 oder 20 Stunden über etwas reden können, ohne dass dabei etwas herauskommt. Typisch für so eine Sitzung ist, dass 10 Stunden geredet wird und dann mehr oder weniger die Führung entscheidet, was passiert.“

Den gleichen Kulturschock erlebte auch Staatsanwältin Liane Höbinger-Lehrer:

„... dass furchtbar viel geredet wird um nichts und wieder nichts. Ich war gewöhnt von Gericht aus, dass die Dinge prägnant und präzise kommen und dass man sich nicht unnötig ausbreitet, um des Redens willen. Dass zu einer Sache 30 oder 40 Leute reden, nur damit sie das Punkterl im „News“ als fleißigster oder faulster oder mittlerer Abgeordneter bekommen, das fand ich unnütz. Ich fand es ineffizient.“

Hans Pretterebner versuchte es mit einem offenbar unkonventionellen Zugang:

„Ich bin dann immer auf Unverständnis gestoßen, wenn ich mich gemeldet habe zu einer Debatte und dann habe ich gesehen, dass schon drei oder vier Redner vor mir – und nicht nur aus der eigenen Fraktion, sondern auch aus anderen Fraktionen – genau die Argumente gebracht haben, die ich ins Spiel bringen wollte, dann bin ich vorgegangen und habe meinen Redebeitrag zurückgezogen. Da hat es geheißen: ‚Wie kannst du das machen?‘“

Elmar Lichtenegger – im „Zivilberuf“ als Sprinter andere Geschwindigkeiten gewöhnt – beklagt vor allem das Tempo in der Politik:

„Das Schwierige an der Geschichte war eben, dass man relativ schnell draufkommt, dass die Mühlen des Gesetzes SEHR langsam gehen. Und dass Veränderungen nicht so schnell herbeizuführen sind, wie man es gern möchte. Das war das Schwierige daran und das ist nach wie vor schwierig.“

Im Gegensatz zu Lichtenegger war Sima aus ihrer Vergangenheit in einer Umwelt-NGO politische Verhandlungen gewöhnt. Trotzdem sagt auch sie:

„Ich habe immer nur alle fertig gemacht, weil mir immer alles zu langsam gegangen ist. [Klubobmann] Kostelka hat einmal ein wirklich ernstes Wort mit mir geredet, weil ich einen Antrag selbst eingebracht habe, ohne ihn ihm vorher zu zeigen. (lacht) Und er war wirklich fassungslos. Normalerweise

geht das über die Klubsekretäre und die bringen das dann ein und zeigen es dem Klubobmann. Und mir war das zu langsam. Ich habe das dann selbst gemacht, was natürlich theoretisch geht. Und er ist dann zu mir gekommen und hat gesagt: ‚Das geht so nicht ...‘ (lacht) Das war echt super.“

Mercedes Echerer hatte mit einer großen Umstellung gegenüber ihrer Arbeit als Schauspielerin gerechnet, aber:

„Es war schlimmer als befürchtet. Statuten, Artikel, Programme, parteiinterne Statuten, parteiinterne Regelungen. Dann hast du gerade einen Hauch davon kapiert und inhaliert, werden sie reformiert und geändert. Eine Vereinsmeierei hoch 100 und jeder ist wahnsinnig wichtig. Niemand ist ersetzbar. Es ist eine virtuelle Welt, bei der ich mir gedacht habe: ‚Kinder, wisst ihr überhaupt, was da draußen die Probleme sind? Und ihr redet da von Paragraph 27 Abstrich 3.‘ Es war grauenvoll.“

Die politische Terminologie und die Arbeitsabläufe waren auch für Ingrid Wendl im Nationalrat völliges Neuland:

„Ich bin keine Juristin. Ich muss mich doch mit Texten auseinander setzen, die ich sehr, sehr schwierig finde, weil es sich immer rückbezieht auf einen anderen Paragraphen, der dann wieder rückbezogen, da geändert wurde. Diese Dinge muss ich mir von Fachleuten erklären lassen. Wenn ich mir das erarbeiten würde, würde ich überhaupt nicht weiterkommen. Man bekommt aber jeden Tag ca. 20 Zentimeter Lesestoff. Das kann man ja nicht bewältigen, beim besten Willen nicht. Das war schon arg.“

Die Arbeitsfülle eines Abgeordneten überraschte mehrere Neo-Politiker, wobei die Tätigkeit im EU-Parlament wegen der intensiven Reisetätigkeit als besonders belastend erlebt wird. Ursula Stenzel:

„Ich habe es mir nicht vorgestellt, dass es so absorbierend ist. Ich habe mir gedacht, du machst deinen Dienst im Europa-Parlament, bereitest deine Sachen vor, hast einige interessante Aufgaben und damit hat es sich. Aber damit hat es sich nicht. Und das war die große Überraschung, dass ich plötzlich einen Terminkalender hatte wie ein Regierungsmitglied.“

„Profi-Politiker sind eher hintenrum“ – Der Stil in der Politik

Am frustrierendsten wird von den Quereinsteigern jedoch empfunden, was als politische Kultur zusammengefasst werden kann: die Umgangsformen in der Politik, der Diskussionsstil, die Streitkultur, das parteipolitische „Hickhack“. Elf der 15 Befragten haben auf die Frage, was sie in der Politik am meisten überrascht hat, solche Erfahrungen geschildert. Theresia Zierler:

„Nicht die politische Arbeit und nicht die inhaltliche Arbeit waren schwieriger, als ich erwartet habe, aber das ganze System. Was Parteiarbeit betrifft, was – Sie kennen sicher auch die Steigerung ‚hin bis zum Parteifreund‘ [Feind, Todfeind, Parteifreund – AW]. Damit hatte ich nicht gerechnet. In jedem Unternehmen kämpft jeder um seine Existenz und auch beim ORF, gerade wenn man in der Öffentlichkeit steht, ist es sicher nicht so einfach. Aber es ist nichts mit dem vergleichbar, was in einer Partei abläuft. Da ist ein Konkurrenzkampf, eine Eitelkeit ...“

Ursula Stenzel schildert sich selbst als „harmoniebedürftig“ – findet das in der Politik aber eher selten:

„Ich habe mir das vom Journalismus erhalten, dass du eher offen auf jemanden zugehst, damit du auch etwas herausbekommst. Profi-Politiker sind eher hintenrum. Damit kann ich mich nicht anfreunden und will mich auch nicht damit anfreunden.“

Ähnlich Johannes Kronberger:

„Negativ überrascht haben mich diese zwei Gesichter der Politik. Nämlich dass man persönlich recht gut miteinander ist und dann dreht man sich um und der andere hält eine Rede und klopft dir eine aufs Haupt. Das war irgendwie negativ, das habe ich nicht gekannt. Das war eine Sache, mit der ich heute noch kämpfe und umgehen lernen muss.“

Mercedes Echerer:

„Negativ war für mich, dass sich niemand zu gut ist, den billigsten, miesesten parlamentarischen Geschäftsordnungstrick anzuwenden, um jemanden auszutricksen. Bei manchen Geschichten habe ich mir gedacht, ich könnte mich da nicht in den Spiegel schauen am nächsten Tag. Aber offensichtlich gehört das zum Handwerk der Politik dazu.“

Auch der Diskussionsstil im Parlament sorgte für negative Überraschungen. Elmar Lichtenegger:

„Es ist so, dass dieses ehrenwerte Haus, das man sonst nur von außen kennt, dass das relativ schnell verblasst. Weil man merkt, dass es in Wahrheit schrecklich zugeht drinnen. Bei den Plenarsitzungen, das ist in Wahrheit nur mehr für die Show, das hat keinen Effekt mehr. Es ist wirklich teilweise auf keinem hohen Niveau, muss man dazu sagen. Die Diskussionskultur habe ich schon in manchem Wirtshaus besser erlebt. Wobei in den Vorgesprächen und in den Ausschüssen und in den verschiedenen Arbeitsgruppen wird natürlich sehr konstruktiv gearbeitet. Das muss man schon auch dazusagen.“

Hans-Peter Martin – der bekanntlich im völligen Zerwürfnis aus der SPÖ-Fraktion im Europa-Parlament ausgeschieden ist – antwortet, auf die Frage, was ihn in der Politik am meisten überrascht habe:

„Dass es ein anderes Spiel ist: Intrige, das Aufbauen von Zwickmühlen – das muss man lernen. Das hat gedauert. Zuerst muss man es verstehen – verstehen kann man erst, wenn man drinnen war, dann muss man rauskommen. Dann muss man es selbst aufbauen. Ich wusste nicht, wie ich da rauskomme. Der ernsthafte Versuch, ohne Lügen Politik zu machen, ist im Rahmen der Fraktionen, die ich bisher einigermaßen kenne, zum absoluten Scheitern verurteilt.“

Ein Drittel der Befragten nennt als negative Erfahrung spontan auch die skeptische bis negative Aufnahme in der Partei bzw. im Parlamentsklub. (Mehr dazu weiter unten.) Erstaunt waren etliche Quereinsteiger auch über die negativen Reaktionen in der Öffentlichkeit und in den Medien. Gerade für Sport-Stars kommt das unerwartet, sagt Patrick Ortlieb:

„Ich war nicht gewohnt, von Seiten der Medien Gegner zu haben. Ich habe erst lernen müssen, dass diese Damen und Herren nichts anderes machen als ihren Job, Stories zu bringen und die Zeitungen zu füllen.“

Ähnlich sei es ihm bei den ersten öffentlichen Auftritten als Politiker ergangen, erinnert sich Elmar Lichtenegger:

„Das Schwierige ist dann, wenn man nach draußen kommt und dann beschimpft wird von allen. Das ist natürlich auch noch ein wesentlicher

Unterschied zum Sport. Als Sportler bist du immer der Lichtenegger und dann als Politiker kommst du einmal wohin und dann wirst du einmal beschimpft. Es ist ganz egal, worum es geht.“

Hans Pretterebner hat das so erlebt:

„Ich habe nicht gewusst, dass die Kaste der Politiker generell so verhasst ist bei der Bevölkerung und daher auch bei meiner Leserschaft. Und für die bin ich wirklich ein Verräter gewesen und sie haben mir das auch ins Gesicht gesagt: ‚Bis jetzt waren Sie einer, der denen da oben auf die Finger geklopft hat und der denen das Leben schwer gemacht hat und jetzt sind Sie auch einer von denen. Sie haben sich kaufen lassen.‘“

Und schließlich erwähnen mehrere Quereinsteiger als negative Erfahrung die geringen Gestaltungsmöglichkeiten eines Abgeordneten. Diese Kritik kommt interessanterweise nur von FPÖ-Mandataren, wobei die angeführten Gründe durchaus unterschiedlich sind, von der Isolation der FPÖ im Europa-Parlament (Sichrovsky) über die geringen Einflussmöglichkeiten eines Oppositions-Abgeordneten („Dass man gar nichts bewirken kann, überhaupt nichts.“ – Höbinger-Lehrer) bis zu den Problemen eines Newcomers, die Jutta Wochesländer schildert:

„Dann war es so bei der damaligen großen Anzahl von 52 Leuten, dass man die Hinterbänkerei sehr zu spüren bekommen hat. Man hatte keine Chance, Bereichssprecher zu werden. Was eigentlich eine Sache ist, wo man ein bisschen mehr durchsetzen kann. Es hat Tage gegeben, an denen ich sehr verzagt war, weil ich gesagt habe: ‚Immer auf und nieder [bei den Abstimmungen] – meine einzige Gymnastik in dem Haus.‘ Dass ich nach einem Plenums-tag hinausgegangen wäre mit dem Gefühl, wirklich etwas geleistet zu haben, das hat mir gefehlt. Dass ich etwas bewirkt habe, in den zwei Jahren, bin ich nicht der Meinung.“

Hans Pretterebner sieht dieses Problem nicht nur auf Quereinsteiger beschränkt:

„Niemand ist in der Lage, ohne entsprechenden Apparat, überhaupt zu durchschauen, worüber er abstimmt. Wenn das von den Ministerien, von den Beamten kommt, kann kein Abgeordneter etwas damit anfangen. Es war für mich entsetzlich, wenn ich gesehen habe, dass da vorne vorgetragen wird, worum es geht und dann gibt es eine Abstimmung. Da hat sich jeder Abge-

ordnete umgedreht und hinten sind auf den Barhockern die Referenten des jeweiligen Klubs gesessen, die in die Geschichten eingebunden waren und sich auskennen, weil sie das vorher auswendig gelernt und einen Spickzettel haben, die dann so oder so machen (zeigt mit dem Daumen nach oben und nach unten). Die Abgeordneten stehen dann dementsprechend auf oder bleiben sitzen. Das war für mich das Erniedrigendste für einen Abgeordneten, was ich jemals erlebt habe.“

Von allen 15 Befragten wurden in den Interviews spontan negative Erfahrungen, Eindrücke und Erlebnisse bei ihrem Einstieg in die Politik geschildert – insgesamt 48. Aber selbstverständlich gab es auch positive Erfahrungen – wenn auch offenbar weniger. Jedenfalls wurden nur 19 konkrete Eindrücke berichtet (von 14 Abgeordneten). Einem – Martin – ist schlicht „nichts“ positiv aufgefallen: „Das ist die ehrliche Antwort.“

Von einigen wird spontan die Aufnahme durch die Fraktionskollegen als positive Erfahrung genannt (auch dazu Details weiter unten). Aber auch die Politiker anderer Parteien werden durchaus positiv geschildert, etwa von Hans Kronberger:

„Das trifft für alle Politiker zu – dass doch alle mit sehr großem Ernst und mit sehr großer Intensität an Dingen arbeiten, für die sie stehen. Ob das jetzt richtig oder falsch ist, das ist wertfrei.“

Mercedes Echerer schildert einen Eindruck, den Kronberger teilt, den aber beide den spezifischen Bedingungen im EU-Parlament zuschreiben:

„Positiv war – die erste Frage war nicht: ‚Von welcher Partei sind Sie?‘ und auch nicht: ‚Von welchem Land sind Sie?‘, sondern die erste Frage war: ‚Was ist Ihre Kompetenz?‘ Und dann hat man mir zu verstehen gegeben, wenn ich wirklich kompetent bin und etwas zu sagen habe, dann wird man mir auch zuhören. Wenn ich nicht kompetent bin, dann soll ich besser die Klappe halten und als Stimmvieh dienen. Und das hat mich unheimlich beeindruckt.“

Ulli Sima wiederum freute sich über – unerwarteten – Freiraum:

„Am meisten überrascht hat mich, wie selbstständig oder wie frei man eigentlich ist, was man tun kann oder nicht tun muss. Es ist von 0 bis 100 alles drin. Man muss zu den Sitzungen kommen, aber darüber hinaus ist sehr viel vom persönlichen Einsatz abhängig.“

Jutta Wochesländer war über die Reaktionen der Bevölkerung erstaunt:

„Dass die Außenwelt einen derartigen Kniefall macht, wenn man plötzlich Abgeordneter ist, das hätte ich nie geglaubt. Es hat Leute gegeben, die mich am Friedhof mit ‚Frau Nationalrat‘ begrüßt haben. Dieses Image, das man auf einmal bekommt, ist für mich wirklich eine Überraschung gewesen. Dass man so in der Wertschätzung steht oder hochkommt.“

„Ich war immer ein Kuriosum“ – Die Reaktionen in der Partei

Und wie waren die Reaktionen parteiintern?

Allgemein wird angenommen, dass Quereinsteiger auf Skepsis und Eifersucht stoßen, da sie lang gedienten Funktionären Mandate „wegnehmen“. Immerhin sind gut bezahlte und einigermaßen einflussreiche politische Funktionen eines der wenigen *Incentives*, die Parteien ihren freiwilligen Mitarbeitern für jahrelangen Einsatz in Aussicht stellen können. Mandate dienen daher auch wesentlich „der Belohnung von verdienten Parteiaktivisten“.¹¹

Jeder vierte befragte Quereinsteiger berichtet trotzdem von einer ausschließlich positiven Aufnahme in Partei und Parlamentsfraktion: „Ganz liebevoll. Ganz lieb und wunderbar. Überraschend wunderbar“, erlebte etwa Ingrid Wendl ihren Empfang. Ähnlich Liane Höbinger-Lehrer: „Die Kollegen waren alle lieb. Wirklich ganz reizend.“ Und Franz Morak erzählt von seinen ersten Tagen in der ÖVP:

„Ich erinnere mich noch, wie der Präsident des Bauernbundes Schwarzböck auf mich zukam, mich unglaublich freundlich fast umarmt hat und gesagt hat: ‚Ich finde toll, dass du bei uns bist.‘

AW: Irgendeine Form von Misstrauen oder Eifersucht – das gab es nicht?

Das wird es sicher gegeben haben, aber man hat es mich nicht spüren lassen.“

Die Hälfte der Befragten schildert die Reaktionen in ihrer Partei als ambivalent – sowohl positiv als auch kritisch. Karl Habsburg:

11 WOLFGANG C. MÜLLER, *Systemerfordernisse, rationales Verhalten und Incentive-Strukturen: Probleme und Problemlösungsansätze im Bereich der politischen Repräsentation*. In: GÜNTHER R. BURKERT-DOTTOLO / BERNHARD MOSER (Hg.), *Professionsnormen für Politiker*, Wien 1998, S. 20.

„Ich bin von einem Teil sehr positiv aufgenommen worden, vom anderen Teil sehr negativ aufgenommen worden. Beide haben aus ihrer Meinung keinen Hehl gemacht und es gab kaum jemanden dazwischen. Es gab keine Grauzone.“

Mercedes Echerer:

„Es war schwierig. In Österreich bis zum letzten Tag. Ich glaube, weil ich Quereinsteigerin war, weil ich promotet und unterstützt wurde von Voggenhuber, Schennach und ein paar anderen auch und von Van der Bellen. Und dann hieß es: ‚Aha, da wird wieder protegiert.‘ Und das verstehe ich auch. Aber einige konnte ich durch meine inhaltliche Arbeit überzeugen, einige sind mir bis zum Schluss gegenüber skeptisch gewesen und geblieben.“

Peter Sichrovsky:

„Ich glaube, ich war in dieser Partei im so genannten Mittelbau immer ein Kuriosum. Die einen haben mich nicht ernst genommen und diejenigen, die mich ernst genommen haben, haben mir nicht getraut.“

Theresia Zierler:

„In der Partei eher schon wohlwollend, weil man sich natürlich etwas von mir erwartet hat. Im Klub bin ich in der Anfangszeit nicht sehr positiv aufgenommen worden, weil ich natürlich dort auch sofort als extreme Konkurrentin gesehen wurde. Es hat dann auch begonnen, dass ich, trotzdem ich neu war, im Plenarsaal recht weit vorn saß. Und dass ich eben relativ bald zu reden begonnen habe und relativ wichtige Reden gehalten habe, die auch im Fernsehen übertragen wurden. Das hat vielleicht der Partei geholfen, hat mir im Klub aber nicht geholfen.“

Patrick Ortlieb:

„Es hat klubintern eine sehr gute Stimmung und einen guten Zusammenhalt gegeben. Es war doch ein grandioser Wahlerfolg zu dem Zeitpunkt [NR-Wahl 1999]. Alle, die drinnen waren, waren die Glücklichen. Dass außen einige nicht sehr glücklich waren, die es nicht geschafft haben, das ist ganz klar. Aber das ist das Leben.

AW: Sie haben also schon auch mit Kritik leben müssen?

Es gab selbstverständlich ein bisschen Gegenwind. Gerade auch von Leuten, die schon lang dabei waren und viel Kleinarbeit gemacht haben. Die ist auch nötig, aber sicher nicht entscheidend, ob man ein guter Politiker ist.

AW: Und was haben Sie sich dabei gedacht – war das gerecht, dass Sie das Mandat bekommen haben und nicht jemand, der jahrelang für die Partei gearbeitet hat?

Wie gerecht ist das Leben schon? Es hat sicher im Sport Athleten gegeben, die doppelt so viel trainiert haben wie ich und die trotzdem nur halb so viel gewonnen haben. Ist das gerecht? Es gehören eben auch andere Faktoren dazu: das Glück, zur richtigen Zeit am richtigen Platz zu sein.“

Uli Sima ist im Herbst 1999 in eine Partei gekommen, die sie als „Hans-Peter Martin-geschädigt“ beschreibt:

„Am Anfang hat es gewisse Vorbehalte gegeben, das war aber eigentlich nicht schwierig. Was dann ein bisschen unangenehm war, wie der Alfred [Gusenbauer] dann die neuen Sprecherrollen verteilt hat und der Keppelmüller dann als Umweltsprecher abgelöst wurde. Da hat es ein paar Kollegen gegeben, die einfach angfressen waren. Vielleicht nicht unbedingt auf mich, aber einfach so.

AW: Aber es gab eine gewisse Reserviertheit gegenüber Quereinsteigern?

Ja, vor allem am Anfang. Das hat sich, finde ich, sehr schnell gelegt.

AW: Wie hat sich das geäußert?

Das war so ein genereller Eindruck. Ich könnte das jetzt nicht an konkreten Ereignissen festmachen. Manche waren sehr reserviert.“

Was Sima auch half, war ihre familiäre Herkunft als Enkelin des langjährigen SPÖ-Landeshauptmanns von Kärnten – das zählt offenbar in einer Partei, in der Nicht-Mitglieder laut Statut erst seit 1998 kandidieren dürfen. Der angesprochene Hans-Peter Martin hingegen schildert die Reaktionen in der SPÖ auf seinen Einstieg so:

„Mit völlig unerwarteter, bestenfalls Eiseskälte. Intrige von vornherein. Dieses völlige Abgestoßenwerden: ‚Was will der da überhaupt?‘ Ich habe mich als Zuwachs, als hereinkommendes neues Familienmitglied gesehen und die anderen haben mich als Konkurrenten, als Bedrohung gesehen. Und zwar fast ausschließlich und das ist so geblieben. Es war schrecklich. Die Partei hat von Anfang an revoltiert. Die wollten niemanden Fremden haben.“

Jutta Wochesländer war vom damaligen Obmann der FPÖ Niederösterreich Ewald Stadler – gegen den Widerstand regionaler Funktionäre – auf die Landesliste für die Nationalratswahl 1999 gesetzt worden. Auch sie erlebte die Reaktionen in ihrer neuen Partei ausschließlich negativ:

„Hinter meinem Rücken müssen die Fetzen geflogen sein und zwar speziell von der Basis her. Weil man als Quereinsteiger einfach präsentiert wird und weil die wirkliche Parteiarbeit – dass man mit Plakate kleben beginnt und dass Türklinkenputzen dazugehört ... das kennt man alles nicht als Quereinsteiger. In [meinem Heimatort] Neunkirchen hat mich meine eigene Partei – weil ich ja nicht Parteimitglied war – eher verrissen als hochgehoben. Ich kann mich gut erinnern, bei einem meiner Auftritte ist ein Funktionär gekommen und hat gesagt: ‚Hearn‘S, Sie san von Stadler g‘macht wordn, wir woll’n Sie ned.“

„Ich warte noch ein bisschen“ – Das Parteibuch

Keiner der 15 Quereinsteiger war zum Zeitpunkt seiner Kandidatur Parteimitglied, neun von ihnen sind auch später nicht beigetreten. Patrick Ortlieb zum Beispiel:

„Ich war es nie und bin es auch nicht. Es war immer eine Devise von mir, damals auch ein großes Wahlkampfthema: Proporz und Parteibuch. Und ich habe gesagt: ‚Genau deswegen brauche ich keines.‘

AW: Es hat Sie auch nie jemand darauf angesprochen?

Nicht im Geringsten. Nein.“

Mercedes Echerer:

„Bei den Grünen muss man nicht Parteimitglied sein, das war auch ein Grund, warum sie mir so sympathisch sind. Außerdem wollte ich als Künstlerin nicht so weit mit meiner Sympathie gehen. Diese kleine Freiheit wollte ich mir behalten.“

Ingrid Wendl:

„Ich warte noch ein bisschen.

AW: Worauf?

(lacht) Ich habe Dr. Schüssel gefragt, ob ich Parteimitglied werden muss. Da hat er gesagt: ‚Es ist erwünscht, aber kein Zwang.‘ Und diese Aussage möchte ich überprüfen, ob sie wahr ist.“

Einigermaßen ungewöhnlich ist Ursula Stenzels Position in der ÖVP:

„Ich wurde kooptiert nach der ersten Wahl in den Parteivorstand. Ich habe keine Mitgliedschaft unterschrieben. Ich bin kooptiert worden.

AW: Aber Sie sind nicht Parteimitglied?

Nein, ich habe kein Parteibuch. Nach wie vor nicht.

AW: Sie sind Mitglied im Parteivorstand ohne Mitgliedschaft?

Ja, offenbar.

AW: Warum sind Sie kein Parteimitglied?

Ich wurde nie gefragt und es hat niemand verlangt.

AW: Es war Ihnen auch kein Bedürfnis?

Nein.“

Für Hans-Peter Martin war die Frage der Parteimitgliedschaft der erste – und bereits entscheidende – Konflikt mit seiner neuen Partei. Für ihn sei klar gewesen, dass er als „unabhängiger Spitzenkandidat“ aufgestellt werde – aber unmittelbar vor seiner Präsentation im SPÖ-Vorstand und vor der Presse habe ihn Wahlkampf-Chef Rudas angerufen und gesagt:

„Du, wir haben ein Problem. Kann es nicht sein, dass du schon seit fünf Jahren Parteimitglied bist und nur vergessen hast, deine Parteibeiträge einzubezahlen?‘ Ich sage: ‚Was?‘ – ‚Ja, du weißt schon, der Vorstand ...‘ Das war furchtbar. Da war es eigentlich vorbei, bevor es noch richtig begonnen hat. Ich habe mir gedacht: Was machst du jetzt? Das darf doch nicht wahr sein. Einerseits diese wirkliche Verbundenheit – diese persönliche Verbundenheit. Ich habe Klima gemocht. Ich habe das auch richtig machen wollen. Und bevor es zur Vereinigung kam, war schon bei ihm ganz klar spürbar das Gefühl: ‚Die ist aber zickig, schwierig, wird nicht rückwirkend Parteimitglied.‘ Und bei mir: ‚Um Gottes willen, der stinkt.‘ Da braucht man keine Parteimitgliedschaft mehr.“

Sechs der Befragten sind ihren Parteien nach einiger Zeit beigetreten.¹² Morak (vor dem ÖVP-Parteitag 1995 – „Damit ich wahlberechtigt bin.“), Wochesländer („Zur

¹² Kronberger war zum Zeitpunkt unseres Interviews (3. 5. 2004 mittags) noch nicht Parteimitglied. Am Abend des gleichen Tages wurde er im FPÖ-Vorstand zum Spitzenkandidaten für die EU-Wahl 2004 nominiert und kündigte vor der Presse an, jetzt der Partei beizutreten: „Ja, warum nicht.“ – Vgl. APA0654 vom 3. 5. 2004.

Zeit von Knittelfeld. Aber ich bin nur in Kärnten Parteimitglied. Sonst nirgends.“) und Sima – nach etwa einem Jahr:

„Erstens, weil Alfred [Gusenbauer] zu mir gesagt hat, er findet es ein bisschen komisch, wenn ich für die SPÖ in Umweltsachen spreche, aber nicht der SPÖ angehöre, und das habe ich auch nachvollziehen können. Aber es war keine Bedingung oder so. Das gar nicht. Ich habe mir dann gedacht, dass das dann Sinn macht. Und weil es auch für die Akzeptanz innerhalb der SPÖ sicher positiv war, weil das für viele ein Thema war. Ich betreue jetzt den 16. Bezirk. Ich habe mir damals einen Wahlkreis genommen, weil ich gemerkt habe, dass es doch relativ wichtig ist, wenn man in der Partei verankert sein will.“

Zwei der Quereinsteiger – Zierler und Sichrovsky – haben es in der FPÖ sogar kurzfristig zu hochrangigen Parteifunktionen gebracht, als Generalsekretäre und Vorstandsmitglieder. Für Quereinsteiger eine absolut ungewöhnliche Laufbahn. Zierler:

„Da habe ich vorher in den Statuten gelesen, dass man das nur werden kann, wenn man Parteimitglied ist, und da wurde ich Parteimitglied. Da hat auch keiner gefragt: ‚Hast du jetzt ein Parteibuch?‘ Aber ich habe die Statuten studiert, weil ich mir gedacht habe, eine Generalsekretärin soll die Parteistatuten kennen und da bin ich dann draufgekommen.“

„Ich muss nicht Rücksicht nehmen“ – Der andere Zugang

Verhalten sich Quereinsteiger – noch dazu prominente, die bereits auf eine ansehnliche Karriere vor der Politik zu verweisen haben – als Abgeordnete anders als Absolventen der so genannten „Ochsentour“? Laut eigener Einschätzung: Ja. Nur Patrick Ortlieb sagt, er habe im Nationalrat „durchschnittlich agiert“. Alle anderen sehen Unterschiede zu ihren Kollegen im Parlament. Elmar Lichtenegger:

„Ich bin vielleicht nicht immer ganz der Linientreue. Und wenn ich sage, ich glaube, das ist nicht richtig, dann versuche ich das auch mit Vehemenz zum Ausdruck zu bringen. Ich habe am Anfang einmal ganz klipp und klar festgehalten, ich möchte parteiintern kommuniziert haben, dass nicht ich derjenige bin, der gesagt hat: ‚Ich möchte gern.‘ Sondern ihr seid diejenigen, die gesagt haben: ‚Lichtenegger, mach das für uns, bitte.‘ Sie wissen ganz

genau, dass ich nicht angewiesen bin auf den Job. Es gibt genug andere, die sonst nichts anderes haben. Und die würden wahrscheinlich alles dafür tun – sogar dem [Klubobmann] Herbert Scheibner die Schuhe putzen, überspitzt gesagt, und das ist bei mir eben nicht der Fall.“

Ganz anders dagegen die Selbsteinschätzung von Franz Morak – er verhielt sich anders als seine neuen Kollegen im Nationalrat ...

„... weil ich von Anfang an gesagt habe, das ist ein anderer Beruf und da braucht es eine gewisse Zeit, bis man die Spielregeln lernt, damit man die Leute kennen lernt, damit man die Netzwerke kennen lernt. Das heißt, ich bin das sehr kühl und sehr zurückgenommen, um nicht zu sagen bescheiden angegangen.“

Mehrere Quereinsteiger erwähnen die andere Perspektive, die sie im Vergleich zu „Berufspolitikern“ hätten. Zierler:

„Da bin ich es von einer ganz anderen Seite angegangen, mit naivem Hausverstand oder von außen betrachtet. Und das hat einiges auch in Bewegung gesetzt. Weil wenn man lange Jahr nichts außer politischer Arbeit macht, kommt man in ein Fahrwasser hinein oder akzeptiert ein System und denkt gar nicht mehr daran, dass es da vielleicht auch einen anderen Zugang geben könnte.“

Hans Kronberger über seinen anderen Zugang:

„Das hängt vielleicht auch damit zusammen, dass man nicht verletzt wurde im Kampf auf der Hierarchieleiter bzw. sich nie dieser Auseinandersetzung stellen musste, dass man einfach gleich oben war. Das ist eine ganz andere Position. Es gibt keine unmittelbaren Rachegefühle. Ich musste nie kämpfen.“

Und Ursula Stenzel:

„Die Freiheit, die ich mir schon vorher nehmen konnte, die habe ich mir behalten. Weil ich auch die Öffentlichkeit hinter mir weiß. Ich muss nicht Rücksicht nehmen auf nur spezifische, nur parteiinterne Lobby-Gruppen. Das müssen natürlich reine Berufspolitiker, wenn sie nicht von irgendwo herkommen, schon, weil das ist ihre Absicherung. Das brauche ich nicht. Ich

bin abgesichert im Land. Und wie sich zeigt – immer wieder. Das ist ein Phänomen. Jeder sagt, ein Fernsehnimbus hält sich in dieser Form vier Jahre und dann ist es vorbei. Bei mir hat er sich länger gehalten.“

Aber auch wenn fast alle von sich sagen, „anders“ Politik zu machen als traditionelle Politiker – dass prominente Quereinsteiger tatsächlich „mehr Freiheiten“ hätten als andere Abgeordnete, glaubt nur gut die Hälfte. „Das würde der Klub gar nicht vertragen“, sagt Patrick Ortlieb. Und seine Fraktionskollegin Theresia Zierler: „Ganz im Gegenteil. Ich glaube, ich habe als Quereinsteiger mehr beweisen müssen als ein langjähriger Funktionär. Ich habe mich jeden Tag aufs Neue beweisen müssen. In der Anfangszeit hatte ich in meinem Büro einen Kalender hängen und da habe ich jeden Tag ein Hakerl gemacht – wieder einen Tag überlebt.“

Auch Uli Sima hat nicht das Gefühl, als Quereinsteigerin in der SPÖ mehr Freiheiten zu haben:

„Ganz im Gegenteil. Bei mir schauen alle viel genauer. Man muss immer aufpassen. Man muss immer überall sein. Man muss zu allen Sitzungen gehen. Während andere fast mehr Freiheiten haben, das wird ihnen eher verziehen als jemand – und das hat nicht unbedingt mit Quereinsteiger zu tun –, der auch in den Medien vorkommt, da wird immer ganz genau aufgepasst. Jetzt normalisiert sich das langsam.“

„Ein ungeschriebenes Gesetz“ – Der Klubzwang

Wie aber zeigt sich das Anders-Agieren im politischen Alltag – etwa beim so genannten Klubzwang? Nur zwei der 15 befragten Quereinsteiger geben an, häufig gegen die Parteilinie gestimmt zu haben – Martin und Pretterebner:¹³

„Das war so, dass es keinen Klubzwang gibt für mich und dass ich nach meinem Gewissen das freie Mandat ausübe. Das ist vom ersten Tag an so von

13 Häufig gegen die Parteilinie gestimmt: Martin, Pretterebner / Gelegentlich gegen Parteilinie: Echerer, Habsburg, Höbinger-Lehrer, Morak, Sichrovsky / Stimmenthaltung: Ortlieb, Sima, Wocheßländer / Immer mit Parteilinie: Lichtenegger, Stenzel, Wendl, Zierler / „Klubzwang existiert nicht“: Kronberger.

Haider bei der ersten Klubsitzung dargelegt worden. Und da gab es auch keine Debatte darüber.

AW: Haben Sie oft gegen die ‚Parteilinie‘ gestimmt?

Relativ oft. Rein gefühlsmäßig würde ich sagen, bei mindestens einem Drittel.“

Fünf der 15 haben – nach eigener Einschätzung – gelegentlich gegen die Fraktionslinie abgestimmt. Höbinger-Lehrer erinnert sich an „mindestens drei Mal“:

„Bei der EU zum Beispiel. Ich habe dafür gestimmt. Heute würde ich dagegen stimmen. Damals habe ich eben von der Politik zu wenig verstanden.

AW: Wie war da die Reaktion Ihrer Kollegen?

Da hat keiner etwas gesagt.“

Franz Morak hat als Abgeordneter einiges Aufsehen erregt, weil er – entgegen den damaligen Positionen des ÖVP-Klubs – für die Abschaffung des „Homosexuellen-Paragrafen“ 209 und für die Einführung der 0,5-Promille-Regelung im Straßenverkehr gestimmt hat:

„Es war keine heldische Tat. Der Bundeskanzler hat sich das angehört, gesagt, ‚Aha‘, und im Klub habe ich das noch einmal erklärt. Ich habe das auch allen Journalisten damals gesagt: Bitte macht jetzt keine Heldensaga daraus, weil sonst habe ich es noch schwerer im Klub als es jetzt schon ist. Ich stehe zu dem, es ist ein Teil meines Lebens, vor allem weil ich aus dem Theater komme. Die Leute würden mich nicht verstehen.“

Karl Habsburg hat den Klubzwang „einfach für mich für nicht-existent erklärt“. Trotzdem habe er nur „sehr selten“ gegen die Fraktionslinie gestimmt. Wenn doch, dann sei das „absolut akzeptiert“ gewesen – einmal allerdings (rund um das Missbrauchsvotum im Europa-Parlament gegen die Santer-Kommission) habe es zu einem groben Konflikt geführt:

„Dann ging es richtig los. Der Generalsekretär hat angerufen und dann war der Druck sehr massiv. Es ging schon bis dahin – ich kann das nicht beweisen, weil es nur ein Telefongespräch war –, dass man mir gesagt hat, wenn ich nicht innerhalb von einigen Stunden eine Reaktion setzen würde, dass man mich aus der Fraktion hinauswerfen würde. Worauf ich am Telefon einen Lachanfall bekommen habe und gesagt habe: ‚Wisst ihr was? Ihr könnt mich gar nicht aus der Fraktion werfen. Weil ich habe viel mehr Freunde in der

[EVP-]Fraktion als ihr. Damit zu drohen, fangt gar nicht damit an. Aus der Partei könnt ihr mich nicht rauswerfen, weil ich kein Parteimitglied bin. Aus dem Parlament könnt ihr mich nicht hinauswerfen, weil ich gewählt bin. Also bitte, was soll das?‘ Aber so hat man versucht, massiv Druck auszuüben. Das war nicht mehr lustig, sagen wir es einmal so.“

Wobei alle EU-Abgeordneten betonen, dass die Abstimmungsfreiheit im Europa-Parlament wesentlich größer sei als im Nationalrat. (Kronberger: „Im Europäischen Parlament gibt es keinen Klubzwang. Das ist ein Fossil nationaler Parlamente.“) Stenzel sieht das so:

„Es gibt Fragen, die sind politische *musts*, und es gibt Fragen, wo man ohne weiteres verschiedene Flügel abdecken kann, auch das muss in einer Demokratie möglich sein. Ich habe kein Problem damit, abzuweichen von einer Empfehlung der Europäischen Volkspartei, wenn es für mein Land wichtig ist, sich klar zu unterscheiden. Bestimmte Dinge sind vorgegeben: Das ist Atom, das ist Gen und das ist die Neutralität. In diesem Raster müssen wir uns bewegen, weil wir auch hier gewählt sind.“

Eine immer wieder geübte Praxis im Nationalrat ist die Nichtteilnahme an der Abstimmung, wenn ein Abgeordneter mit der Fraktionslinie nicht einverstanden ist. Von den Befragten haben drei diese Variante bereits gewählt, unter anderem Patrick Ortlieb:

„Der Klubzwang war eigentlich das, was ich an dem Ganzen politischen System bei uns anzweifle. Auf der anderen Seite wäre das Land nicht regierbar, wenn jeder abstimmen würde, wie er will. Es sind zu viele verschiedene Meinungen. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz, dass man sich daran zu halten hat. Es gibt keinen Klubzwang, es gibt nur ein ‚Stimmverhalten‘ – wie es so schön heißt. An das hat man sich zu halten. Ich habe mir die Freiheit genommen, bei Themen oder Abstimmungen, wo es für mich von der Einstellung her nicht gepasst hat, der Abstimmung fernzubleiben.

AW: Hat es da Gespräche gegeben? Haben Sie vor der Kandidatur oder nach der Wahl gefragt: ‚Wie ist das eigentlich?‘

Es ist der Wortlaut, den ich Ihnen gesagt habe, vereinbart worden. Für mich war das ein Kompromiss und Politik besteht immer aus Kompromissen, die ich eingehen kann und eingehen muss und eingegangen bin.

AW: Was wäre passiert, wenn Sie dagegen gestimmt hätten?

Was wäre passiert? Im Prinzip gehört das Mandat mir, einen Rücktritt muss

ich unterschreiben, kein Einziger anderer. Aber das ist eine Situation, die man nicht will. Wie stark der Druck von Seiten der Partei nachher gekommen wäre nach einem Rücktritt von mir, weiß ich nicht. Ich wollte es auch nicht darauf ankommen lassen.“

Ulli Sima sagt, sie hätte bei ihrem Einstieg mit Viktor Klima vereinbart, „mich nicht immer dem Klubzwang unterwerfen zu müssen“. Bisher sei das Mitstimmen allerdings kein Problem für sie, die SPÖ müsse in der Opposition „nur selten mit jemandem Kompromisse eingehen“. In einer Koalition wäre es viel schwieriger, meint Sima und erinnert sich an ihre ersten Monate als Abgeordnete nach der Nationalratswahl 1999:

„Wir waren drei oder vier Monate in so einer Art Übergangszustand – wo man zwar noch in Koalition ist, aber auch doch nicht, eben während der Verhandlungen [mit der ÖVP]. Und da wäre es wahnsinnig schwierig gewesen. Da hat es einmal eine Tierschutzabstimmung gegeben – das war die einzige, wo ich wirklich gern dagegen gestimmt hätte. Das war meine erste Abstimmung im Nationalrat und [Klubobmann] Kostelka hat zu mir gesagt: ‚Das geht nicht – bei der ersten Abstimmung kannst du nicht mit den Grünen mitstimmen, das kannst du nicht machen.‘ Und hat mich angefleht, den Sitzungssaal zu verlassen.“

AW: Und was haben Sie gemacht?

Ich habe den Saal verlassen damals. Das habe ich mir vier Jahre lang von Tierschutz-Organisationen anhören können. Ich habe es schwer bereut.“

Ein Viertel der Quereinsteiger sagt ausdrücklich, bisher immer mit der Parteilinie gestimmt zu haben. Elmar Lichtenegger ist einer von ihnen:

„Man hat dann in einem anderen Bereich einen Bonuspunkt gut. Schlussendlich – und das sollte schon so sein – siegt dann die Loyalität dem Klub gegenüber. Aber ein paar Dinge waren schon so, dass man sagt: ‚Mitgehangen – mitgefangen.‘ Man lernt einfach auf der einen Seite, ein *team player* zu werden. Auf der anderen Seite glaube ich, es würde keine persönlichen Streitereien geben, wenn ich einmal dagegen stimme.“

Und Ingrid Wendl bietet folgende Erklärung für die Sinnhaftigkeit einer „Parteilinie“ an:

„Demokratie ist schön, aber ich habe im Umgang mit den Wählern gelernt: Es gibt sieben Millionen Menschen und sieben Millionen Meinungen und jeder hat Recht, aber wir müssen zu einer Entscheidung kommen. Wie machen wir das? Es muss einer das Sagen haben. Aber dem muss ich vertrauen können.“

„Bezirksvorsteher: Das wäre ganz lustig“ – Die Karriere-Planung

Wie lang haben die Quereinsteiger gebraucht, um sich in ihren neuen Beruf einzuarbeiten – bis sie das Gefühl hatten, sich gleich gut auszukennen wie ihre Fraktionskollegen?

Sechs sagen, das sei ihnen innerhalb von 6 Monaten gelungen, zwei nannten 12 Monate, vier weitere bis zu 24 Monate. Kronberger: „Ich halte mich für einen durchschnittlich intelligenten Mitteleuropäer – aber um so richtig mit diesem Klavier zu spielen, zwei Jahre.“ Und Stenzel: „Nach drei Jahren hast du die Geläufigkeit.“ Zwei Quereinsteiger halten selbst das für zu kurz. Wendl: „Das wird nicht vollendet werden. Absolut nicht.“ Und Morak meint, man könne nach einigen Jahren im Parlament dort „seinen Beruf erledigen“ und auch gelegentlich „Akzente setzen“:

„Aber dass man sagt, ‚Ich spiele mich mit dem Parlamentarismus‘, wie das zum Beispiel ein Khol oder ein Fischer macht – das ist eine Lebensaufgabe. Man darf das nie verwechseln. Das muss man lernen. Und zwar sehr lange.“

War der Umstieg in die Politik nun schwerer oder leichter, als ihn sich die Quereinsteiger vorgestellt hatten? Fünf meinen schwieriger, zwei fanden es leichter, zwei sowohl schwieriger als auch leichter – einer davon ist Peter Sichrovsky:

„Ohne dass ich jetzt zynisch werde, aber der so genannte politische Alltag hat doch ein erschreckend einfaches Niveau, wenn man aus dem Bereich kommt, aus dem ich gekommen bin. In dem Sinn war es auch einfacher. Es war komplizierter im Bereich der internen Kommunikation der Partei. Und zwar, dass man immer auf die richtigen Leute setzt, die entweder gerade mächtiger werden oder weniger mächtig, deren Einfluss sich vergrößert oder sich verringert. Diesem Machtspiel – dem war ich nicht so gewachsen. Das hat mich auch nicht so interessiert.“

Drei Befragte fanden den Umstieg wie erwartet und drei wollten die Frage so nicht beantworten: Franz Morak („Es war schöner, als ich gedacht habe.“), Ursula Stenzel („Ich habe es mir weder besonders schwierig noch besonders leicht vorgestellt. Ich bin einfach hinein.“) und Mercedes Echerer:

„Das kann ich nicht beantworten, weil ich mir überhaupt nicht vorstellen konnte, was da tatsächlich auf mich zukommt. Ich war nicht einmal im Gemeinderat. Ich habe wirklich null Ahnung gehabt. Mich hat es nur interessiert und ich habe mir gesagt: Ich könnte etwas dazu beitragen. Und dann war es ein großes, kaltes Wasser.“

Zwei Drittel der Befragten glauben, die Erwartungen der Parteiführung in sie erfüllt zu haben. („Ich habe Stimmen gebracht. Und mehr sollte ich auch nicht“, lacht Pretterebner. „Ich glaube, die sind sehr zufrieden!“, sagt Stenzel), einige meinen teils, teils, und nur einer ist sicher, dass er die Erwartungen der Parteispitze enttäuscht hat – Hans-Peter Martin:

„Ich denke, dass der eine Witz alles über mich sagt, der kursiert – ich weiß nicht, woher er kam: ‚Das Allerschlimmste an Hans-Peter Martin: dass man ihn nicht aus der Partei ausschließen kann.‘ Der Witz kam ganz schnell, das hat nicht einmal 14 Tage gedauert.“

Bis auf Martin („Um Gottes willen, never ever!“) würden übrigens alle Befragten das Angebot, in die Politik zu gehen, wieder annehmen. Sichrovsky fand „sogar das Scheitern interessant“. Fast zwei Drittel würden auch andere politische Ämter reizen. Zweimal wurden andere parlamentarische Funktionen genannt, von Zierler (EU-Parlament: „Ja, sofort.“) und von Sima, die sich im Interview aber auch eine Regierungsfunktion vorstellen konnte:

„Klubobfrau. (lacht) Scherz! – Wenn das der Cap hört, kriegt er Verfolgungswahn ...

Weil es ein Job ist, bei dem man viele Dinge mitentscheiden kann, auch inhaltlich, und sehr viele Weichenstellungen vornehmen kann. Keine Ahnung, ob ich das könnte. Während einen Ministerposten finde ich überhaupt nicht reizvoll.

AW: Wirklich nicht?

Nein. Es ist mit zwei Kindern nahezu unmöglich. Und ich glaube, dass man wahnsinnig vielen Zwängen ausgesetzt ist und in Wahrheit relativ wenig Handlungsspielraum hat. Außer man ist vielleicht Finanzminister.

AW: Auch Umweltministerin würde Sie nicht reizen?

Nein, ehrlich nicht. Da könnte ich mir das eher auf Landesregierungsebene vorstellen. Ich glaube, dass man da konkretere Dinge machen kann.“

Wenige Monate nach dem Gespräch wechselte Sima als Umwelt-Stadträtin in die Wiener Landesregierung.

Exekutiv-Funktionen würden aber auch andere Quereinsteiger reizen: Stenzel („Von der Außenministerin bis zur Bezirksvorsteherin, das wäre ganz lustig.“), Echerer („Kulturstadtrat oder Kulturministerium“), Höbinger-Lehrer (Justizministerin: „Selbstverständlich.“), Wochesländer („Staatssekretär für Gesundheit oder Bildung“) und Lichtenegger:

„Man versucht natürlich immer mehr und immer besser und immer höher. Wenn es einen Minister für Sport oder Sportgesundheit vielleicht geben würde, dann wäre das etwas, was später sicher mein Interesse wecken würde. Zum jetzigen Zeitpunkt wäre es vermessen, wenn ich sage, das wäre geeignet für mich, weil ich einfach noch nicht die Erfahrung habe.“

Kronberger kann sich andere politische Ämter vorstellen, ohne nähere Präzisierung und ähnlich allgemein bleibt Karl Habsburg: „Jede politische Funktion, in der ich das Gefühl habe, dass ich meine politischen Ideen und Vorstellungen umsetzen kann, reizt mich.“

„Der Vorteil ist auch der Nachteil“ – Das Selbstbild

Als eigene politische Stärke werden von den Befragten am häufigsten Kompetenzen im Bereich Kommunikation/Umgang mit Medien genannt. Sichrovsky:

„Ich war einmal in einer Sonntag-Abend-Runde [im Fernsehen], wo die Partei dann intern gesagt hat: ‚Wir können den nicht mehr schicken, der ist zu gut. Das blamiert immer dann, wenn wir jemanden anderen schicken.‘“

Weitere mehrfach genannte Stärken der Befragten sind laut Eigeneinschätzung soziale Kompetenz, Unabhängigkeit und Fachkenntnisse.

Als politische Schwäche wird ebenfalls mehrfach soziale Kompetenz angeführt, weiters mangelnde Konfliktfähigkeit, schlechte Organisation und Ungeduld. Am häufigsten wird als politische Schwäche jedoch die fehlende politische Integration erwähnt. Echerer beschreibt das so:

„Keine Netzwerke, keine 20 Jahre Erfahrung, keine Kaderschmiede. Keine Partei, die mir blind vertraut und mich hochhebt und durch die Wellen trägt.

Keine außerparlamentarischen Netzwerke. All das, was der große Vorteil ist, ist gleichzeitig auch der große Nachteil.“

Morak hat folgende Erfahrung gemacht:

„ ... dass es natürlich *à la longue* schon in Wahrheit eine Hilfe ist, aus dem Apparat zu kommen, das heißt sozialisiert zu sein. Da gibt es sehr viel Intuition, sehr viele intuitive Entscheidungen, die man trifft, ohne nachzudenken. Entweder Sie machen das seit Ihrem 14. oder 16. Lebensjahr oder Sie müssen es substituieren durch Mitarbeiter, durch Menschenkenntnis, durch das, was Sie einbringen können. Und ich glaube, das sind die entscheidenden Faktoren in der Politik überhaupt.“

Wie gute Politiker sind die Quereinsteiger letztlich nach eigener Einschätzung geworden? Ich habe alle Befragten gebeten, sich eine Schulnote zu geben.¹⁴

Nur Karl Habsburg („Wollen Sie eine ehrliche Antwort?“) benotet sich selbst mit „Sehr gut“. Stenzel gibt sich 1-2. Sima und Wendl bewerten sich mit „Gut“. Echerer, Lichtenegger und Höbinger-Lehrer sagen 2-3. Kronberger, Martin, Ortlieb, Wochesländer und Zierler beurteilen ihre Arbeit als Politiker mit „Befriedigend“, und am selbstkritischsten zeigen sich mit 4-5 Pretterebner und Sichrovsky: „Insgesamt habe ich das Gefühl, ich bin gescheitert als Politiker.“ (Morak verweigerte die Selbsteinschätzung: „Das werde ich nicht machen.“)

Im Durchschnitt beurteilen sich die 14 Quereinsteiger auf der Schulnoten-Skala also selbst mit 2,71 – ein gutes „Befriedigend“.¹⁵

14 Die genaue Frage lautete: „Sind/Waren Sie nach Ihrer eigenen Einschätzung eigentlich ein/e gute/r Politiker/in? Bitte bewerten Sie sich möglichst ehrlich nach dem Schulnoten-System. (Sie können sich, wenn Sie möchten, auch eine Zwischennote geben, also z.B. 1-2 oder 3-4)“.

15 Ich habe auch die Rekrutierer gebeten, alle Quereinsteiger zu beurteilen. Ihre Durchschnittsnote lautet 3,17. Weiters haben 88 Innenpolitik-Journalisten und Kommentatoren die hier untersuchten Quereinsteiger schriftlich bewertet. Ihr Urteil ist mit einer Durchschnittsnote von 3,63 noch kritischer. (Die Rangreihen von Politikern und Journalisten weisen mit einem Korrelationskoeffizienten von 0,87 eine außergewöhnlich hohe Übereinstimmung auf – an der Spitze in beiden Gruppen: Sima und Stenzel, am unteren Ende: Wochesländer, Habsburg und Ortlieb. Details dazu werden in meiner Dissertation publiziert.)

„Das größte Problem ist man selbst“ – Quereinsteiger über Quereinsteiger

Was halten die Befragten abschließend eigentlich selbst von prominenten Quereinsteigern? Es überrascht nicht, dass die Mehrheit eine prinzipiell positive Meinung dazu hat (Zierler: „Es wäre irgendwie merkwürdig, wenn ich Quereinsteiger kritisiere.“). Allerdings nur eine knappe Mehrheit. Mercedes Echerer:

„Ich glaube, in einem Werkel, das durch Parteien einfach starr ist, da kann noch so viel Individualität herrschen, es ist einfach die Parteienstruktur. Wenn da immer wieder einzelne Figuren auftauchen, die sich frei fühlen, die unbefangen sind – die mit ihrer Bodenständigkeit und mit ihrem frischen Wind einfach eine andere Atmosphäre und ein anderes Klima schaffen und auch andere Themen setzen können. Einfach durch ihre Existenz, einfach durch ihr Dasein und das ist toll.“

Und Patrick Ortlieb sagt:

„Meiner Meinung nach gibt es sehr viele Leute, die in der Öffentlichkeit als perfekte Politiker dastehen, die in ihrem Leben noch nie etwas anderes gemacht haben. Meiner Meinung nach ist das nicht richtig. Das sind Leute, die über Summen in Budgets entscheiden, das sind Leute, die nicht einmal wissen, wie es ist, einen eigenen Tausender zu investieren. Es gibt Leute, die haben ihr Leben lang einen Chauffeur gehabt, sind ewig an der Parteikassa gehangen, von Studentenvertretern – oder noch weiter unten – über Parteisekretäre hinaufgekommen. Das sind einfach in der Ansicht der Öffentlichkeit die besseren Politiker. Das sind sie meiner Meinung nach überhaupt nicht. Es gehört einfach ein Mix hinein.“

Ganz anders sieht das – am konkreten Beispiel – Liane Höbinger-Lehrer, die trotz ihrer eigenen Laufbahn zu den Quereinsteiger-Skeptikern zählt:

„Herr Ortlieb – der kann wunderbar Ski fahren, aber was er im Nationalrat zu suchen hatte, das verstehe ich nicht. Wenn man wenigstens Hermann Maier bekommen würde, der hätte einen guten Schmäh. Aber der hat es auch nicht nötig. Mir ist kein Quereinsteiger bekannt, der sich irrsinnig lang gehalten hätte in der Politik.“

Ortlieb wird immer wieder als Beispiel für einen „gescheiterten“ Quereinsteiger genannt. Ulli Sima sagt allgemein eher skeptisch:

„Ich glaube, dass es für die meisten keine positive Erfahrung ist. Und ich glaube, dass sich viele den Beruf Politiker sehr leicht vorstellen. Sie glauben alle, sie können das alle. Und dass es dann für diese Leute überraschend ist.“

Es komme auf die Mischung an, sagt Franz Morak, mit mehr als fünf Jahren Erfahrung im Nationalrat und fast ebenso langer Amtszeit als Staatssekretär der längstgediente Quereinsteiger der letzten zehn Jahre:

„Das kann auch eine Stärke sein, wenn man sagt, man hat einen anderen Zugang zu dem Ganzen. Aber ich bin nach wie vor der Meinung, auf einen Quereinsteiger gehören drei Profis, sprich Leute, die aus dem Apparat kommen. Ich bin da ohne besondere Würdigung, dass man da von außen reinkommt. Man braucht den Apparat und das sind Dinge, die auf lange Sicht nicht zu unterschätzen sind in der Politik. Das größte Problem ist man immer selbst als Quereinsteiger. Dass man meint, alle anderen fallen jetzt in Ohnmacht, nur weil man da ist. Man ist in dem Augenblick, wo man Quereinsteiger ist, kein Star mehr. Das dauert 14 Tage.“

Ganz ähnlich sieht das Ursula Stenzel, die als einzige Quereinsteigerin von ihrer Partei dreimal hintereinander als Spitzenkandidatin aufgestellt worden ist:

„Im Prinzip könnten sie eine Bereicherung des Metiers sein. Sie müssen aber dann wissen, was sie tun. Es ist wirklich ein Unterschied, ob du Fernseh-Moderator bist oder ob du Abgeordneter bist. Du stehst dann eben nicht im *limelight*. Auch damit muss man leben können. Und wer das nicht kann und ein übertriebener Egomane ist, wird meistens auch als Quereinsteiger scheitern. Du kannst nicht nur in die Politik gehen, um deine eigene Eitelkeit zu befriedigen. Die scheitern an sich selbst.“

Die Gewöhnung an die neue Rolle sieht auch Hans Kronberger als wesentliches Problem der Promi-Politiker:

„Im Prinzip ist es schon so, dass Politik ein Bohren in harten Brettern ist und dass Prominenten alles ein bisschen leichter fällt. Man kann hingehen und sagen: ‚So ist es.‘ In der Politik ist das nicht so und es nützt ihnen nichts. Ein Kollege, Quereinsteiger, ich nenne ihn nicht mit Namen, hat einen bezeichnenden Satz gesagt: ‚Früher war ich der liebe Gott und jetzt muss ich mir das alles da antun, muss mich mit Dreck beschmeißen lassen.‘“

„Leidenschaft allein ist zu wenig“ – Profis über Quereinsteiger

Ähnlich unterschiedlich ist auch die Einschätzung der Profis – jener Spitzenpolitiker, die in den letzten zehn Jahren Quereinsteiger in die Politik geholt haben.

Jörg Haider hat als FPÖ-Chef die meisten prominenten *newcomer* präsentiert – obwohl er selbst (außer einem kurzen Gastspiel als Uni-Assistent) stets Berufspolitiker war. Für ihn haben Quereinsteiger eine ganz zentrale Funktion, sagt er:

„Die Parteien in Österreich sind geistige Gefängnisse, die eine großzügige, offene, tolerante Diskussion nicht zulassen. Und wenn man sie zulässt, dann schon mit der Absicht, den politischen Mitbewerber reinzulegen.“

AW: Meinen Sie damit auch die FPÖ?

Selbstverständlich – in ihrem Denken. Die Arroganz der Funktionäre ist gewaltig. Für mich haben die Quereinsteiger immer die Funktion gehabt, eigentlich ein neues Denken in die Politik hineinzubringen. Frischen Wind. Positives Denken. Neue Ideen.

AW: Es gibt die landläufige Meinung, dass Quereinsteiger meistens scheitern. Warum glauben Sie, ist das so?

Das ist falsch. Wenn ich unsere anschau: Es hat jeder in seiner Phase eigentlich gute Beiträge geleistet und eine gute Figur gemacht und hat etwas zustande gebracht. Es war wichtig.

AW: Aber warum haben dann prominente Quereinsteiger im Normalfall so ein kurzes Leben in der Politik?

Ich glaube, dass das mit den Mühen des Alltags zusammenhängt. Dass ein Promi sagt, einmal tue ich mir das an, aber länger möchte ich nicht mehr. Alle Politiker sind irgendwie geschädigt – psychisch geschädigt, weil sie ständig in einer Negativwelt leben. Du musst immer damit rechnen, dass überall die Ablehnung ist. Und wie überwinde ich den Widerstand? Irgendwann wird die Politik daran kollabieren. Und daher ziehen sich die Quereinsteiger dann auch zurück, wenn sie sagen, dass das nicht realisierbar ist, was sie sich vorgestellt haben.

AW: Aber das ist ja dann ein Scheitern.

Wenn Sie so wollen, dann kann man das sagen. Aber sie haben quasi für ihr Engagement oder für die Dauer ihres Engagements Positives bewegt. Auf alle Fälle.“

Ganz ähnlich argumentiert Andreas Rudas, der die Wahlkämpfe der ersten SPÖ-Kandidaten „von außen“, Martin und Sima, geleitet hat. Rudas macht aber auch die Medien für die Probleme von Quereinsteigern mitverantwortlich:

„Ich bin überzeugt davon, dass der Prozentsatz der Quereinsteiger, die ihre Arbeit recht gut machen, besser ist als der bei etablierten Abgeordneten.

AW: Warum heißt es dann, dass die meisten als Politiker erfolglos sind?

In Wirklichkeit, weil sich in Österreich eine unheilige Allianz gebildet hat: der *closed shop* bei der Politik und der *closed shop* der Medien. Die bestimmen letztendlich in Österreich, was politisch korrekt und unkorrekt ist und was politisch richtig und falsch ist. Das heißt, die politischen Eliten schaffen ununterbrochen Fallstricke, über die Quereinsteiger nicht aus Blödsheit, sondern aus politischem Anstand drüberfallen. Und dann kommt der Journalist und sagt: Ja leider, der ist auf dem glatten politischen Parkett ausgerutscht. Tut uns Leid. Er hätte ja bedenken müssen, dass man den dritten Zwerg von links, der Parteimann ist, auch hätte mit einbeziehen müssen. Das ist halt so, das muss er wissen.‘ Da ist die Schadenfreude des Journalisten mindestens so groß, statt zu sagen: ‚Der hat ja vollkommen Recht gehabt.‘ Weil der politische Journalist mit dem Berufspolitiker in einer Sphäre irgendwo weit weg ist. Wenn ein Quereinsteiger eine Lösung vorschlägt, sagen die sofort – auch die Journalisten: ‚Das ist ja Schwachsinn. Hör auf. Das ist nie durchzusetzen, das ist ein Unsinn.‘ Und deshalb scheitern sie.“

Aller Anfang ist schwer, meint ÖVP-Generalsekretär Reinhold Lopatka sinngemäß – und sieht bei neuen Abgeordneten keinen großen Unterschied zwischen prominenten Quereinsteigern und lang gedienten Funktionären. Beide müssten im Parlament einiges lernen:

„Bei uns sind [2002] unter den 79 Mandataren 30 neu gekommen. Ich möchte jetzt niemanden aus der Provinz abwerten. Aber da hat Ingrid Wendl als Quereinsteigerin in Wirklichkeit mehr Erfahrung als ein neuer Abgeordneter, der noch nie mit Medien zu tun gehabt hat und vielleicht ein oder zwei Mal in seinem Leben in der Bundeshauptstadt war. Da war sie viel weniger Quereinsteigerin als unsere Leute aus dem Parteiapparat, die aus dem Lungau oder dem Bregenzer Wald kommen. Der hat vorher noch kein einziges Interview gegeben. Daher sage ich, das muss man relativ sehen. Und wenn man dann vergleicht zwischen herkömmlichen Abgeordneten und Quereinsteigern, wird es prozentuell mindestens genauso viele herkömmliche Abgeordnete geben, die nach einer Periode weg sind. Beim Quereinsteiger fällt das auf. Bei Ortlieb fällt es auf, wenn er scheitert. Aber die Quereinsteiger, die bei uns sind? Gescheitert ist Habsburg. Aber sonst ist niemand gescheitert.“

Der grüne Bundessprecher Van der Bellen ist da skeptischer, obwohl – oder gerade weil – er als Wirtschaftsprofessor selbst einst ein Quereinsteiger war, wenn auch keiner, der seiner Prominenz wegen aufgestellt wurde. Trotzdem teilt er die Einschätzung, dass Quereinsteiger in der Politik häufig scheitern:

„ ... wenn scheitern schlicht heißt, dass man halt nach einer Periode oder eineinhalb wieder ausscheidet. Der Ausdruck ‚Scheitern‘ ist vielleicht eine Spur irreführend. Das heißt ja nur, dass man sieht, das ist nichts für mich, und wieder etwas anderes macht. Der eine Punkt ist der, dass man mit diesen Ritualen nicht zurechtkommt. Es ist ein mühsames Geschäft, es dauert vieles sehr lang. Und die Schwierigkeit: Was ist Erfolg in unserem Beruf? Das ist so etwas Diffuses und auch von Zufällen abhängig.“

SPÖ-Chef Gusenbauer ist – wie ÖVP-Chef Schüssel – das genaue Gegenteil eines Quereinsteigers. Er hat sein gesamtes Berufsleben in der Politik verbracht, von der Jugendorganisation bis an die Parteispitze, die „Ochsentour“ in voller Länge. Für ihn ist Politik ein Beruf, den Quereinsteiger oft unterschätzen – vor allem daran würden viele scheitern:

„ ... an der Illusion, dass Politik ein Geschäft für Amateure ist – und zwar im positiven Sinn. Nämlich Amateure, die sozusagen eine gewisse Liebe und eine gewisse Passion zur Politik entwickeln, aber nicht imstande sind, zu verarbeiten, dass zur Politik letztendlich als eine professionelle Angelegenheit auch *skills* gehören. Jemand, der wirklich gut ist und eine gewisse Sachkenntnis, eine rasche Auffassungsgabe, rhetorische Fähigkeiten, öffentliche Kommunikationsfähigkeit, Lust am Duell und der Durchsetzung und viele andere Dinge miteinander verbindet – das ist mit keinem anderen Beruf vergleichbar. Leidenschaft allein ist in der Politik zu wenig. Es ist eine Mischung von sozialer, emotionaler und technokratischer Intelligenz.

AW: Da muss man ja ein Wunderwuzzi sein?

Sind wir ja. (lacht)

AW: Warum merkt man das so selten?

Sooner or later ...“

Erhard Busek hingegen – der Erfinder der „bunten Vögel“ – meint zur These, dass Quereinsteiger meistens scheitern würden, nur knapp:

„Das wird von den traditionellen Politikern verbreitet. Unter diesen sind viel mehr gescheitert – nur sie wissen es nicht.“

Mehr Attraktion als Akteur – Was Quereinsteiger können

Parteien haben zwei vorrangige Ziele, sagt der Politikwissenschaftler Wolfgang C. Müller: Als „instrumentelles Ziel“, Wählerstimmen zu maximieren, wofür sie attraktive Kandidaten brauchen. Und als zweites Ziel die „effektive Arbeit“ in Parlament und Regierung. Dazu benötigen sie Politik-Experten, die über Sachverstand verfügen, die parlamentarischen Spielregeln beherrschen und Organisationen steuern können.¹⁶

Nur die wenigsten Quereinsteiger – vor allem jene mit einer klaren Fachkompetenz aus ihren früheren Karrieren – entwickeln sich zu solchen Politik-Experten. Die meisten prominenten Kandidaten ohne politische Erfahrung dienen fast ausschließlich dem ersten *instrumentellen* Ziel – das wird aus den Gesprächen mit den Spitzenpolitikern, die sie für die Politik rekrutiert haben, ebenso klar wie aus den Interviews mit den Quereinsteigern selbst und auch aus der Analyse ihrer politischen Aktivitäten.¹⁷

Anders formuliert: Am Tag ihrer Angelobung im Nationalrat oder EU-Parlament haben die allermeisten prominenten Neo-Politiker ihre wichtigste Funktion bereits erfüllt. Sie wurden nicht primär als Abgeordnete geholt, sondern als Wahlkampf-Attraktion. Nicht für die Herstellung, sondern für die Darstellung von Politik. Politisch bedeutsam werden sie erst wieder im nächsten Wahlkampf – falls sie noch einmal aufgestellt werden.¹⁸

Allerdings – auch das ist in der Demokratie eine wesentliche politische Funktion. „Politische Herrschaft ist zustimmungsabhängig und deshalb grundsätzlich begründungspflichtig. Beide, Zustimmung und Begründung, finden ihre Rea-

¹⁶ Vgl. MÜLLER in BURKERT-DOTTOLO / MOSER 1998, S. 9–26.

¹⁷ An dieser Stelle fehlt der Platz, die konkrete Arbeit der Quereinsteiger anhand der klassischen „Abgeordneten-Funktionen“ (Mitwirkung an der Gesetzgebung z. B. anhand ihrer Ausschuss-Aktivitäten und Anträge, an der Regierungskontrolle z. B. durch Anfragen und ihre Öffentlichkeitsfunktion z. B. anhand von Plenarreden oder Presseaussendungen) im Vergleich zu „traditionell rekrutierten“ Mandatären zu diskutieren. Das wird ausführlicher in meiner Dissertation analysiert. Erste Zwischenergebnisse der quantitativen Vergleiche deuten aber darauf hin, dass – jedenfalls im Nationalrat – die untersuchten prominenten Quereinsteiger weniger parlamentarische Aktivitäten setzen als neue Abgeordnete, die zuvor in anderen (bundespolitischen) Funktionen bereits Erfahrung gesammelt haben.

¹⁸ Etwas anders ist die Situation bei Quereinsteigern, die – üblicherweise nach einer Wahl – für Regierungsfunktionen nominiert werden. Deshalb finden sich hier auch anstelle von Sportlern oder TV-Moderatoren wesentlich häufiger Neueinsteiger mit Management-Erfahrung aus der Wirtschaft, wie in den letzten Jahren z. B. Vranitzky, Klima, Einem, Rüttensdorfer oder Bartenstein oder einschlägig erfahrene Fachleute wie die Juristen Foregger, Michalek oder Böhmdorfer im Justizministerium.

lisierung durch und in politischer Kommunikation.“ Das schreibt Ulrich Sarcinelli, der den Begriff „symbolische Politik“ begründet hat.¹⁹ Werner Patzelt nennt deshalb die *Netzwerkfunktion* als wichtige Aufgabe von Abgeordneten: „Ein verlässliches, doppelseitig funktionstüchtiges Kommunikations- und Interaktionsnetz zwischen Parlament und Gesellschaft aufrechtzuerhalten.“²⁰

Genau diese Funktion erfüllen viele prominente Quereinsteiger durchaus mit Erfolg. Zweifellos wecken sie durch ihre Bekanntheit zusätzliches Interesse an Politik und erreichen auch Bevölkerungssegmente, die von traditioneller Politik kaum mehr ansprechbar sind. Wie bei jeder Form politischer Inszenierung entsteht das (Legitimitäts-)Problem dort, wo die *Darstellung* der Politik die *Herstellung* vorsätzlich verdeckt, wo also das Aufsehen um spektakuläre Kandidaten den Blick auf die tatsächlich gemachte Politik verstellen oder diese gar ersetzen soll.

Für die Leistungsfähigkeit des Parlaments (für die „effektive Arbeit“ als Gesetzgeber und Regierungskontrolleur) dürften die meisten Promi-Politiker mangels politischer Erfahrung zwar keine wesentliche Stärkung darstellen, aber sicher auch kein grundsätzliches Problem.

Jedenfalls nicht, solange – teils über routi nierte – „Längseinsteiger“ (Manfried Welan) nach wie vor eine solide Mehrheit bilden und solange öffentlich Bedienstete und Partei- bzw. Verbandsangestellte noch immer 86 von 183 Nationalratsabgeordneten stellen. Neben derzeit *zwei* prominenten Quereinsteigern.²¹

Ohnehin scheinen – diesen Schluss legen jedenfalls die Erfahrungen meiner Gesprächspartner nahe – die Stars mehr an der Politik zu leiden als die Politik an den Stars. Und so könnte der bekannte Satz von Jay Leno für viele Promi-Politiker auch anders lauten: *Politics – ugly business for show people.*

19 ULRICH SARCINELLI, *Repräsentation oder Diskurs? Zu Legitimität und Legitimitätswandel durch politische Kommunikation*, in: Zeitschrift für Politikwissenschaft, 8. Jg., 2 (1998), S. 551.

20 WERNER J. PATZELT, *Parlamentarische Rekrutierung und Sozialisation*. In: BURKERT-DOTTOLO / MOSER 1998, S. 51 f.

21 Stand: 5. 2. 2005: Berufsstatistik laut Parlamentsdirektion. Bei der Nationalratswahl 2002 wurden zwar fünf prominente Quereinsteiger gewählt, aber nur Broukal und Wendl sind (zum Redaktionsschluss dieses Beitrages) noch im Nationalrat vertreten. Morak und Sima wurden „befördert“ – zum Kultur-Staatssekretär bzw. zur Umwelt-Stadträtin in Wien. Lichteneggers politische Karriere hingegen ging nach etwas mehr als zwei Jahren – zumindest vorläufig – zu Ende. Er musste Anfang Februar 2005 aus dem Nationalrat ausscheiden, weil Herbert Haupt nach dem Rücktritt als Sozialminister sein Mandat (auf der FPÖ-Bundesliste) wieder beanspruchte. – Vgl. APA0264 vom 4. 2. 2005.